



Leseprobe

Karl Ove Knausgård

Die Wölfe aus dem Wald der Ewigkeit

Roman

»Spannender als jeder Krimi.« *Stefan Kister*
/ *Stuttgarter Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 30,00 €



Seiten: 1056

Erscheinungstermin: 15. Februar 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ist das menschliche Leben wirklich das Zentrum der Welt?

*»Ich liebe dieses Buch. Es liegt eine solche Zärtlichkeit in dieser Geschichte.«
Dagens Nyheter*

»Literarische Magie!« Aftonbladet

Woher kommt es, das Leben, und was bedeutet es eigentlich? Um diese beiden Fragen kreist der neue Roman von Karl Ove Knausgård – der in einem inneren Zusammenhang zu seinem letzten Buch „Der Morgenstern“ steht. Was ist geschehen, bevor dieser unerklärliche, weithin sichtbare Stern am Himmel auftauchte und anscheinend sämtliche physikalische Regeln außer Kraft setzte?

Alles beginnt 1986 im Süden Norwegens. Der junge Syvert Løyning kehrt vom Militärdienst zu seiner Mutter und seinem Bruder ins Haus der Familie zurück. Im fernen Tschernobyl ist gerade ein Atomreaktor explodiert, Norwegen selbst wird von einer Regierungskrise erschüttert. Syvert weiß nicht wirklich, wohin mit sich. Was hält die Zukunft für ihn bereit? Eines Nachts träumt er von seinem toten Vater, und ein unheimliches Gefühl beginnt sich in ihm festzusetzen: sein Vater will ihm eine Botschaft übermitteln. Aber welche könnte das sein? Ratlos beginnt er sich die nachgelassenen Sachen von ihm genauer anzuschauen. Und muss schließlich feststellen, dass es ein anderes Leben gab, das sein Vater führte. Eines, das bis in die Sowjetunion führt.

Ein Leben, das mit der russischen Wissenschaftlerin Alevtina zu tun hat, die viele Jahre später an einem Wochenende mit ihrem Sohn nach Samara reist, um den achtzigsten Geburtstag ihres Vaters zu feiern, und da noch nicht weiß, dass sie bald Besuch aus Norwegen bekommen wird. Und mit ihrer alten Freundin Vasilisa, einer Lyrikerin, die ein Buch über einen

KARL OVE KNAUSGÅRD

DIE WÖLFE AUS DEM WALD DER EWIGKEIT

KARL OVE KNAUSGÅRD

**DIE WÖLFE
AUS DEM WALD
DER EWIGKEIT**

Roman

Aus dem Norwegischen
von Paul Berf

Luchterhand

Für Michal

Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen,
und der Tod wird nicht mehr sein,
noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein;
denn das Erste ist vergangen.

HELGE

Gerade habe ich *Rockin' all over the world* gehört, das Album von *Status Quo*. Ich bin noch ganz aufgewühlt. Als die Platte herauskam, habe ich sie nonstop gehört. Das war 1977, und ich war elf. Seither habe ich die Lieder nie mehr gehört. Bis eben, als ich im Büro saß, mich langweilte und ein paar Spuren in die Vergangenheit folgte, über eine Band, die einer Band ähnelte, die wiederum einer Band ähnelte, und sie plötzlich auf dem Bildschirm vor mir auftauchte. Das Bild des Erdballs, leuchtend im schwarzen Weltraum, mit dem Bandnamen in einer Art elektrischen Schrift und dem Titel der Platte darunter in Computerbuchstaben – wow! Aber so richtig überwältigt war ich erst, als ich das Album anwählte. Ich erinnerte mich an jeden Song, es war, als stiegen die Melodien und Riffs aus ihrem Versteck im Unterbewusstsein nach oben, um das zu treffen und zu umarmen, woraus sie einst erschaffen worden waren. Nun begegneten sie endlich wieder ihrem Ursprung, ihren Eltern, diese alten *Status Quo*-Songs. Aber nicht nur das. Mit ihnen tauchte ein Schwarm von Erinnerungen auf, dicht an dicht, an Aromen, Gerüchen, Bildern, Ereignissen, Stimmungen, Atmosphären – you name it. Die Gefühle waren außer Stande, die große Menge von Informationen zu verarbeiten, alles bebte und zitterte in mir während der Dreiviertelstunde, die es dauerte, mir das Album anzuhören.

Ich hatte es auf Kassette gehabt – keiner, den ich kannte, besaß einen Plattenspieler, außer meiner Schwester, die aber ohnehin nur klassische Musik und Jazz hörte – und hatte es

ständig auf dem schwarzen Kassettenrekorder laufen lassen, den ich im Vorjahr zu Weihnachten bekommen hatte. Er lief mit Batterien, und ich nahm ihn meistens mit, egal, wohin ich ging. Sang auch die Lieder immer mit.

Wahnsinn, das wieder zu hören!

Und das!

*Tutututake us alone men a ment to tain going you where
De du du de du du!*

Status Quo, Slade, Mud, Gary Glitter, das waren die Bands, die wir hörten, die etwas Älteren mochten auch noch *Rory Gallagher, Thin Lizzy, Queen* und *Rainbow*. Dann kippte das alles, jedenfalls bei mir, denn plötzlich drehte sich alles um *Sham 69, The Clash, The Police, The Specials*. Aber all diesen Bands bin ich bis heute gelegentlich gefolgt. *Status Quo* dagegen nicht. Deshalb war es, als würde etwas in mir explodieren. Deshalb weinte ich, als ich diese Melodie hörte:

*An ai laik it ai laik it ai like it ai like it ai la la la la laik it la
la la laik it
here we go-o:
rockin' all over the world*

Es war im Grunde nicht viel Gutes, was in jenem Jahr des Herrn 1977 passierte, jedenfalls nicht bei mir, es ging eher darum, *dass* etwas passierte, und nicht zuletzt, dass etwas *war*.

Dass ich war. Und dass ich *dort* war.

Zum Beispiel in meinem Zimmer.

Mmmm, der Geruch des elektrischen Heizofens.

Die Musik aus dem Kassettenrekorder.

Nicht sonderlich laut, Vater war zu Hause, aber dennoch so laut, dass die Stimmungen direkt in mich eindrangen.

Der Schnee draußen. Sein Geruch, wenn er nass war, fast so viel Regen wie Schnee.

An ai laik it ai laik it ai laik it ai la la la laik it la la la laik it
Hilde, die meine Tür öffnet.

»Da draußen treibt sich ein Mädchen herum und läuft auf und ab. Kennst du sie?«

Ich stellte mich ans Wohnzimmerfenster. Da war tatsächlich ein Mädchen, das an unserem Zaun entlang ging. Auf die Straße trat und zur gegenüberliegenden Seite wechselte, wo sie stehenblieb und zum Haus hinaufschaute. Sie konnte mich nicht sehen, aber trotzdem. Und danach ging sie wieder zurück, zwischen die Sträucher und weiter am Zaun entlang.

»Kennst du sie?«, fragte Hilde.

»Ja«, sagte ich. »Das ist Trude. Sie geht in die Parallelklasse.«

»Und was macht sie hier?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Sieht ganz so aus, als wäre sie hinter mir her.«

»Ha«, sagte Hilde. »Du bist doch erst zwölf.«

»Ich hatte schon viele Freundinnen«, erwiderte ich.

»Denen du ein Küsschen auf die Wange gegeben hast.«

»Von wegen, ich habe geknutscht.«

»Dann geh raus zu ihr.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Warum nicht? Gehst du mit einer anderen?«

»Sie ist ein bisschen speziell.«

»Zurückgeblieben?«

»Nein, nein. Nur anders.«

»Klingt gut, wenn du mich fragst.«

»Das liegt daran, dass du selbst speziell bist«, sagte ich und sah sie an, denn ihre Miene erhellte sich, als ich es sagte.

»Zurückgeblieben«, fuhr ich fort.

Dann klingelte es.

»Das ist Trude«, sagte Hilde. »Willst du nicht aufmachen?«

»Kannst du mir einen Gefallen tun und ihr sagen, dass ich nicht zu Hause bin?«

»Was bekomme ich dafür?«

»Irgendwas.«

»Die Hälfte von deinen Samstagssüßigkeiten.«

»Okay.«

Ich stand auf der Treppe und hörte Hilde sagen, dass ich nicht zu Hause sei und sie nicht wisse, wo ich mich herumtriebe. Und dann sah ich Trude im Schneetreiben nach Hause gehen.

Ob es sich exakt so abgespielt hat, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich, dass ich sie gesehen habe, und ich erinnere mich, dass ich eine Menge Süßes weggab, damit Hilde log. Aber am besten erinnere ich mich an den Schnee, an das Gefühl von Schnee, die Stimmung. Neblig war es auch noch. Weißer nasser Schnee, grauer Nebel. Und *Rockin' all over the world*.

Gibt es eine Erinnerung, die einen *nicht* bestätigt?

Natürlich nicht, denn der Mensch, der das denkt, ist aus Erinnerungen aufgebaut, die ihn darin bestärken, dass es das ist, was er oder sie *ist*.

Aber ich habe eine Erinnerung, die gleichsam für sich selbst steht. Die mit nichts anderem zusammenhängt. Es war etwas, das ich sah. Und es passierte im selben Winter, ungefähr eine Woche vor Weihnachten 1977. Daran erinnere ich mich ganz ohne die Hilfe der Musik. Diese Erinnerung leuchtet unverändertlich in mir.

Unser Haus lag an einer Straße. Auf der einen Seite fiel der Wald schräg zu einer langen, schmalen Bucht ab, auf der anderen lag die Siedlung. Folgte man der Straße bis zur Kreu-

zung nach unten und wandte sich von dort nach rechts, gelangte man zu einer flachen Brücke, die über die Bucht führte, an deren Außenseite eine Reihe von schwimmenden Bootsstegen und dahinter wiederum der Sund lag.

Eines Abends ging ich allein die Straße hinunter. Es war dunkel und neblig, der Schnee auf der Straße war im Laufe des Tages teilweise geschmolzen, der Asphalt voller Schneematsch. Ich weiß nicht mehr, wohin ich wollte oder wo ich gewesen war, all das ist aus meinem Gedächtnis verschwunden. Vielleicht wollte ich zu den Bootsstegen hinunter, um zu schauen, ob dort jemand war, es war ein Ort, an dem wir oft herumhingen. Wie auch immer: Dunkelheit, Nebel, Asphalt mit Schneematsch. Der Anorak glänzend im Licht der Straßenlaternen. Über die Brücke. Das Wasser schwarz und kalt.

Aber was war das?

Da unten leuchtete etwas.

Tief unten im schwarzen Wasser war etwas, das leuchtete.

Es vergingen einige Sekunden, bis ich begriff, was es war.

Es war ein Auto.

Erst als ich das verstand, bemerkte ich, dass ein Bordstein fehlte und Reifenspuren zum Rand führten.

Da die Scheinwerfer noch leuchteten, musste es gerade erst passiert sein.

Ich machte kehrt und lief die Straße hinauf. Ich musste zu einem Telefon und einen Krankenwagen rufen. Als ich mich den Häusern näherte, war ich mir meiner Sache allerdings nicht mehr so sicher. Es war nicht gesagt, dass es ein Auto war. Es konnte auch etwas anderes sein. Vielleicht würde ich für nichts und wieder nichts einen riesigen Apparat in Gang setzen. Was würde Vater dazu sagen?

Ich kam zu unserem Haus, zog Jacke und Schuhe aus. Vaters Kopf lugte aus seinem Büro heraus, als er mich hörte.

»Wo bist du gewesen?«

»Oben an dem neuen Geschäft«, antwortete ich.

»Das Essen steht auf dem Tisch«, sagte er. »Und danach geht es sofort ins Bett.«

»Okay«, meinte ich.

Ich tat, wie mir geheißen. Aß die Brote, die er mir gemacht hatte, und ging ins Bett. Lange lag ich in der Dunkelheit und dachte an das Licht unten im Wasser, an das Auto, das unter Wasser lag und leuchtete, während ich hier lag.

Am nächsten Tag waren ein Krankenwagen, ein Streifenwagen und ein Kranwagen dort unten. Am Tag darauf stand es auf der Titelseite der Zeitung. Alle redeten darüber. Nur ich nicht. Heute, fünfunddreißig Jahre später, habe ich immer noch keinem Menschen erzählt, was ich an jenem Abend gesehen oder was ich gemacht habe. Denn ich weiß, wenn ich das Richtige getan hätte, hätte ich ihn retten können. Aber ich tat nicht das Richtige, und er starb. Das braucht keiner zu erfahren. Es ist meine Erinnerung, ganz allein meine, und wenn nichts Unvorhergesehenes geschieht, werde ich sie mit ins Grab nehmen.

SYVERT

Der Flughafenbus stand mit laufendem Motor und eingeschalteten Scheinwerfern im strömenden Regen vor der kleinen Ankunftshalle. Ich hastete zu ihm, legte den Rucksack in den offenen Gepäckraum, stieg ein und setzte mich auf einen der hintersten Sitze. Ich kannte den Fahrer, der rauchend unter dem Vordach stand, in dem grauen, unförmigen Anzug der Busgesellschaft, es war der Vater von Eva, einem Mädchen aus meiner alten Klasse. Er sah auf den Parkplatz mit all den Autodächern hinaus, während er die glühende Zigarette mit der Hand abschirmte.

Ich überlegte, woran er wohl dachte. An den Sonntagsbraten mit Rosenkohl? Dass kein Mensch Rosenkohl mochte, aber alle ihn machten? Oder täuschte sein Aussehen? Dachte er auf seinen vielen Busfahrten an versaute Sachen?

Er war so schwer, dass der Bus leicht schaukelte, als er den Fuß auf das Trittbrett setzte. Ich zählte zum Spaß die Fahrgäste, es waren nicht viele, mich eingerechnet zehn. Alle saßen schweigend und verstreut auf ihren Sitzen. Einer von ihnen, ein Typ in meinem Alter, aber mit viel längeren Haaren, hatte einen Kopfhörer aufgesetzt. Das Geräusch, das daraus drang, hörte sich an wie das Summen von Bienen oder so.

Mit dem Geldgürtel, der von seiner Hüfte hing, ging der Fahrer den Mittelgang hinauf, um Fahrkarten zu verkaufen. Als er vor mir stehenblieb, reichte ich ihm einen Tausender.

»Hast du es nicht kleiner?«, fragte er.

»Nein, tut mir leid«, antwortete ich.

Er sah mich an, schaute aber sofort weg, als ich seinem Blick standhielt, und begann, in den Geldscheinen in seiner Tasche zu blättern. Die Krempe seiner Schirmmütze war nass und glänzte im Licht der Lampe an der Decke direkt über ihm.

»Den kann ich nicht wechseln«, sagte er.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte ich.

»Na ja, du darfst diesmal umsonst fahren.«

»Danke«, sagte ich.

Kurz danach ließ er den großen Motor an, schaltete und fuhr vom Flughafengelände. Ich holte den Kopfhörer aus der Seitentasche meines Anoraks und setzte ihn auf, drehte die Kassette im Walkman um und drückte auf *Play*. Van Halens erste Platte war darauf und als sie lief, traten der Asphalt, die Straßenlaternen, der Flughafenzaun und das schwache Motorengrollen in den Vordergrund, während die Landschaft aus Bäumen, Felskuppen, Flussläufen und Sandstränden sich irgendwie zurückzog wie etwas aus einer Wirklichkeit zweiten Grades.

Vor vier Monaten war ich das letzte Mal zu Hause gewesen. An Weihnachten, ich hatte Heimaturlaub gehabt, die Stadt war voller Bekannter gewesen, und ich war jeden Abend ausgegangen. Jetzt war April, die allermeisten befanden sich in Oslo oder Bergen oder Trondheim, und ich war aus dem Militärdienst entlassen worden. Ich dachte, es wäre eine gute Idee, mir ein paar Monate Zeit zu lassen, um darüber nachzudenken, was ich in Zukunft machen wollte, aber als der Bus nun die Steigung hinter der Brücke hinauffuhr und die Ebene am Rand des Stadtzentrums vor uns auftauchte, ahnte ich, dass ich mich vor allem langweilen würde. Wie sollte ich mir die Tage vertreiben?

Lange schlafen konnte ich vergessen, zumindest, wenn ich Mutters Vorwürfe vermeiden wollte. Eine Woche lang würde

sie vielleicht Ruhe geben, es als eine Art wohlverdienter Ferien betrachten, aber danach würde sie meckern. Ich hörte innerlich ihre Stimme, die Art und Weise, wie sie manchmal meinen Namen rief, als würde sie gleichzeitig ein Urteil fällen.

Wir hielten an einer Ampel. Ich hob die Knie, presste sie gegen die Rückenlehne vor mir und rutschte auf dem Sitz nach unten. Direkt vor dem Fenster stand ein Radfahrer mit einem Fuß auf der Erde und dem anderen auf der Pedale. Seine leichte Regenjacke blähte sich im Wind wie eine Tüte.

Entweder langgezogen und fordernd – *Syy-yvert!* –, oder kurz und scharf – *Syvert!* – so klang mein Name aus ihrem Mund. Dass ich genauso hieß wie Vater, schwang auch mit. Jedenfalls bildete ich mir das ein. Fest stand, dass sie noch immer wütend auf ihn war, weil er gestorben war und alles ihr überlassen hatte.

Vor dem Narvesen-Kiosk am Busbahnhof hing eine Clique Jugendlicher herum, ansonsten waren kaum Menschen unterwegs, als ich den Platz überquerte, um den Bus zu wechseln. Ich probierte den gleichen Trick wie vorhin beim Fahrer, aber er zählte wortlos neun Hunderter und einen Fünfziger ab, gab sie mir, ehe er den Rest des Wechselgelds aus seinem Apparat drückte, zusammen mit der kleinen, quadratischen, blassgelben Fahrkarte.

Ein paar Sekunden, bevor der Bus losfuhr, kam Gjert angeannt. Ich erkannte ihn sofort. Wir hatten all die Jahre in derselben Mannschaft gespielt, sowohl Handball als auch Fußball, deshalb war sein gedrungener, kräftiger, etwas kantiger Körper für mich unverwechselbar.

Er blieb vor dem Busfahrer stehen, zog eine Monatskarte aus dem Portemonnaie, zeigte sie, ging nach hinten, löste dabei mit der einen Hand den Knoten an seiner Kapuze und zog sie mit der anderen zurück.

»Du fährst jetzt auch mit dem Bus?«, fragte ich. »Hast du den Lappen verloren, oder was ist los?«

Er blieb stehen und grinste.

»Syvert«, sagte er. »Bist du auf Urlaub?«

»Nein, heute entlassen worden«, antwortete ich.

»Gratuliere«, sagte er und setzte sich vor mich, lehnte sich mit dem Oberkörper ans Fenster und legte ein Bein auf beide Sitze.

»Ach, ich weiß nicht«, sagte ich. »Hätte eigentlich noch gut ein paar Monate weitermachen können.«

»Du warst Koch, stimmt's?«

»Ja.«

»Gute Stellung.«

»Ja.«

Die Tür wurde geschlossen, der Bus fuhr über den leeren Platz zur Ampelkreuzung neben dem Bahnhof.

»Hast du den Lappen verloren?«, fragte ich.

»Ach was. Aber ich habe einen Unfall gebaut.«

»Bekommst du keinen Mietwagen?«

»Die Karre zu reparieren, kostet mehr, als ich dafür bezahlt habe. Ich schaue mich gerade nach einem neuen um.«

»Verstehe«, meinte ich.

»So sieht es aus«, sagte er. »Und was hast du jetzt so vor?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Aber du bleibst eine Weile zu Hause?«

»Denke schon.«

»Dann komm doch zum Training.«

»Ja?«

»Morgen Abend.«

»Warum nicht«, sagte ich.

»Aber ruf Terje vorher an und frag ihn, ob das in Ordnung geht. Außerdem muss ich dich warnen. Wir haben einen neuen Trainer. Einen Dänen. Mads. Bei ihm wird viel geredet.«

»Geredet?«

»Ja, Theorie.«

»Theorie?«

»Taktik. Er bringt sogar Tafeln zum Training mit.«

Wir plauderten die halbe Stunde, die der Bus nach Hause brauchte. Gjert wohnte zwei Kilometer entfernt, in einer Siedlung aus den Siebzigern, während wir in einem Haus aus den Dreißigern lebten, erbaut von meinem Großvater auf dem, was damals noch der Hof seiner Eltern gewesen war. Wir leben gewissermaßen in den Resten einer alten Zeit, hatte ich viele Male gedacht. Die meisten anderen aus meiner Klasse in der Grund- und Gesamtschule waren Zugezogene, wenn auch nicht von weit her, während es etwa zehn bis zwanzig Prozent so ging wie mir, sie hatten Eltern, die einer anderen Generation anzugehören schienen als die Eltern der Siedlungskinder, es war, als gäbe es etwas in der Zeit, was wir hier nicht richtig mitbekommen hatten. Gjert hing dazwischen, denn wir waren tatsächlich verwandt, entfernt, obwohl er in der Siedlung aufgewachsen war. Das zeigte sich jetzt; während die anderen von dort weggezogen waren, und sei es auch nur in die Stadt, war er geblieben.

Er hatte rötliches Haar, in der Farbe, die von den Engländern »ginger« genannt wird, blaue Augen mit einem kalten Blick, einen breiten Mund, aber schmale Lippen. Er lachte gern, war aber nicht der Typ, der Witze riss, er war weder eloquent noch fantasievoll, wurde aber allseits respektiert, obwohl er meistens nicht viel Aufhebens von sich machte. Es war verflucht schwer, gegen ihn zu spielen, denn er warf sich in die Tacklings und Duelle, als hätte er nichts zu verlieren. Auch ich war kräftig, ehrlich gesagt kräftiger als er, und bestimmt zwanzig Zentimeter größer, aber ich war ein ruhigerer Typ. Er wurde wütend,

wenn wir ein Tor kassierten, schrie manchmal den Schiedsrichter an, wenn er falsch oder feige gepfiffen hatte, und verlor gelegentlich die Beherrschung und holte von den Beinen, wen auch immer er bestrafen wollte.

»Schrecklich, wie gut gelaunt du bist«, sagte ich, als wir uns der Stelle näherten, an der er aussteigen würde. »Hast du etwa eine Freundin gefunden?«

»Ja, habe ich«, sagte er und sah plötzlich im Bus nach vorn.

»Machst du Witze?«, sagte ich.

»Nein«, antwortete er.

»Wer ist sie? Jemand, den ich kenne?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich bin ihr Silvester bei einer Fete auf der anderen Seite der Stadt begegnet.«

»Kommt sie von da?«

Er nickte.

»Wie alt ist sie?«

»Sechzehn.«

»Sieh einer an«, sagte ich. »Also auf dem Gymnasium? Oder?«

»Berufsschule.«

»Hat sie auch einen Namen?«

»Bente.«

Als ich aus dem Bus stieg und auf unser Haus zuing, hatte es aufgehört zu regnen. Es lag etwa hundert Meter weiter am Waldrand, am Ende eines schmalen Kieswegs, der nass und voller Pfützen war, deren Oberfläche vom Wind gekräuselt wurden, der vom unsichtbaren, aber dennoch immer spürbaren Meer kommend über die Ebene heranströmte.

Eine schwache Unruhe breitete sich in mir aus, als ich das Licht in den Fenstern sah. Ich wusste, dass Joar sich darüber

freute, dass ich kam, und es wahrscheinlich viele Tage getan hatte.

Es war wichtig, ihn nicht zu enttäuschen.

Ich hatte keine Ahnung, ob Mutter von ähnlichen Gefühlen erfüllt war. Sie wusste es sicher zu schätzen, dass ich nach Hause kam, daran zweifelte ich nicht, ich war mir nur nicht sicher, was ihr Motiv betraf, vielleicht ging es ihr in erster Linie darum, Hilfe zu bekommen bei allem, was ihr wichtig war, und nicht so sehr darum, dass gerade ich ihr half.

Egal. Ich hatte nicht vor, lange zu bleiben.

Als ich die Tür öffnete, stand Joar im Flur.

»Hab dich aus dem Bus steigen sehen«, sagte er und grinste.

»Darfst du so spät noch auf sein?«

Sein Grinsen verschwand, und er sah mich mit seinem durchdringenden Blick an.

»Ich bin immerhin zwölf«, sagte er.

»Das weiß ich!«, sagte ich. »Ich mache doch nur Spaß.«

Ich zerzauste ihm die Haare, ehe ich den Rucksack absetzte. Bratendunst hing in der Luft. Ich ging ins Treppenhaus und sah Mutter in der Küche mit einem Bratenwender in der Hand am Herd stehen.

»Hallo, Syvert«, sagte sie. »Gute Reise gehabt?«

»Ja, klar«, sagte ich. »Hier alles in Ordnung?«

»Ja, klar. Ich habe uns ein paar Frikadellen gemacht.«

»Lecker«, meinte ich.

»Ich habe den Tisch gedeckt«, sagte Joar.

»Dann können wir essen«, sagte Mutter. »Holst du etwas, worauf ich die hier stellen kann?«

Sie hob die Bratpfanne vom Herd. Ich nahm einen der Untersetzer, die daneben auf der Arbeitsplatte lagen, und platzierte ihn mitten auf den Tisch. Sie hatte zusätzlich noch Spiegeleier und Bratkartoffeln gemacht.

»Das ist vielleicht kein Essen für einen Koch wie dich«, sagte sie.

»Du weißt doch, was man über das Essen beim Militär sagt«, erwiderte ich.

Als Joar ins Bett gegangen war, blieb ich mit Mutter im Wohnzimmer, und wir sahen fern. Obwohl es nicht besonders spät war, schlief sie ein, saß mit gähnendem Mund und zurückgelegtem Kopf auf der Couch. Ab und zu ließ sie ein leises, scharrendes Schnarchen hören.

»Möchtest du die Nachrichten nicht sehen?«, fragte ich nach einer Weile.

»Hm?«, sagte sie und richtete sich auf.

Sie sah erst zu mir, dann zum Fernseher. Strich sich mit der Hand über den Mund.

»Ich muss wohl eingenickt sein«, sagte sie.

»Willoch verhandelt anscheinend noch«, sagte ich und grinste sie spöttisch an, sie sah so aus, als hätte sie nicht die geringste Lust, über Politik zu reden. »Glaubst du, dass er gehen muss?«

»Das glaube und hoffe ich«, antwortete sie. »Und es sieht ganz so aus, als würde dein Freund Hagen dabei helfen.«

»Er hat die Wahl zwischen Pest und Cholera«, sagte ich.

Sie schnaubte und beugte sich vor, um sich eine Zigarette zu drehen.

»Ich hatte gehofft, du wärst bei der Armee zur Vernunft gekommen«, sagte sie.

»Hagen ist vernünftig.«

»Ach was. Er ist aalglatt. Ich kann ihn nicht leiden.«

»Ich habe nie behauptet, dass ich ihn mag«, sagte ich. »Du musst zwischen der Sache und der Person unterscheiden. Ich unterstütze die Politik. Nicht den Politiker.«

»Ja, ja. Irgendwann wirst du schon sehen.«

»Du meinst, dass ich dann das Gleiche denke wie du? Dass es das Richtige ist?«

»Nein, nicht doch«, sagte sie und zündete die Zigarette an.

»Es ist gut, dass du deinen eigenen Kopf hast.«

»Aber vielleicht nicht auf die Art?«

Sie sah mich an und schmunzelte.

»Du bist immer schon ein Sturkopf gewesen, Syvert.«

»Und von wem habe ich das, wenn ich fragen darf?«

»Ein Sturkopf und ein Querulant«, sagte sie. »Schon, als du klein warst.«

»Nur, weil ich nicht in allem die gleiche Meinung habe wie du?«

Sie sagte nichts, ließ den Blick von mir zum Fernseher gleiten, wo der Wetterbericht lief.

»Genau das ist das Problem mit der Politik in diesem Land«, sagte ich. »Die Leute wählen die Arbeiterpartei, weil sie es immer getan haben. Das ist sicher und gut. Aber warum soll es nur eine Art geben, die Dinge zu tun, und nur eine Art zu denken? In unserem Land leben vier Millionen Menschen! Aber es geht keinem mehr darum, Dinge zu verändern. Es muss nicht so sein, wie es jetzt ist. Warum sollen wir zum Beispiel nur ein einziges Fernsehprogramm haben? Wir könnten hundert haben! Warum soll das Staatsfernsehen darüber entscheiden, was wir sehen? Und warum soll *der Staat* alles besitzen und regeln? Warum müssen die Geschäfte auf Gedeih und Verderb so früh zumachen? Warum können sie nicht rund um die Uhr geöffnet sein? Warum sollen *andere* über *unser* Leben bestimmen?«

»Es geht uns doch gut hier«, erwiderte sie. »Das wirst du ja wohl zugeben müssen. Wenn du bedenkst, wie viel Elend es an anderen Orten der Welt gibt.«

»Aber wir sind nicht frei. Weißt du, es ist durchaus möglich, es gut zu haben und gleichzeitig frei zu sein.«

Im Fernsehen erschien das Pausenbild. Mutter gähnte, rauchte noch ein paar Züge, drückte die Kippe aus, nahm den Aschenbecher und stand auf.

»Ja, wollen wir ins Bett?«, sagte sie. »Du hast bestimmt einen langen Tag gehabt.«

»Nein, nein. Aber geh ruhig. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Sie lief mit dem Aschenbecher in die Küche und räumte dort ein paar Minuten herum, ehe ihre Schritte die Treppe hinauf verschwanden. Ich schaltete den Fernseher aus, stellte mich ans Fenster und sah hinaus. Das Licht der Lampen an der Hauswand und der Scheune streckte sich wie immer über den Hof und ein kleines Stück über das Feld, wo es im Meer der Dunkelheit erlosch.

Ich merkte, dass ich mich über Mutter ärgerte. Sie nahm mich niemals ernst, es schien, als würde sie glauben, dass ich eigentlich überhaupt nicht meinte, was ich meinte.

Ich holte den Rucksack aus dem Flur, trug ihn in mein Zimmer hinauf und packte ihn aus, bevor ich mich hinlegte. Das Letzte, was ich vor dem Einschlafen tat, war zu wischen, wobei ich an Bente dachte, Gjerts Freundin, die ich nie gesehen hatte.

Mitten in der Nacht wachte ich von einem Geräusch auf. Ehe es mir gelang, es zu identifizieren, herrschte schon wieder Stille. Es hatte sich angehört wie das Jammern einer Katze, und damit ließ ich es bewenden und schloss die Augen.

Aber das Geräusch kehrte wieder. Jetzt hörte ich, dass es aus dem Haus kam, nicht von draußen.

War das Joar?

Weinte er?

Ich kam auf die Beine und ging vorsichtig in den Flur, blieb vor seiner Tür stehen.

Richtig, von dort kam das Jammern.

Ich öffnete die Tür und schaute hinein.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte ich leise.

Er lag mit dem Rücken zu mir und antwortete nicht.

Ich ging ins Zimmer.

»Joar?«, sagte ich. »Stimmt etwas nicht?«

Er war still geworden.

Ich ging zum Bett und setzte mich auf die Kante. Legte die Hand auf seine Schulter.

»Hattest du einen Alptraum?«, fragte ich. »Hast du schlecht geträumt?«

Er drehte sich zu mir um.

»Ich habe von Mama geträumt.«

»Und was hast du geträumt?«

»Sie ist auf den Hof gekommen und hat zum Himmel gesehen. Und dann hat sie den Mund aufgemacht, und ein Vogel ist rausgeflogen.«

»Ein Vogel?«, sagte ich und musste mir auf die Lippe beißen, um nicht zu grinsen.

»Ein Spatz«, sagte er.

»Aber das klingt doch wie ein schöner Traum«, meinte ich.

»Seltsam, aber schön.«

»Kapiertest du denn gar nichts?«, erwiderte er. »Sie wird sterben.«

Ihm entfuhr ein Schluchzen, als er das gesagt hatte. Ich strich ihm durchs Haar, er drehte den Kopf weg.

»Aber Joar. Das war doch nur ein *Traum*.«

»Sie wird sterben«, wiederholte er ins Kissen hinein.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und strich ihm erneut über den Kopf.

»Fass mich nicht an«, sagte er.

Ich zog die Hand zurück.

»Ich werde dich nicht anfassen«, sagte ich. »Aber es ist wichtig, dass du begreifst, dass es einen Unterschied zwischen den Träumen und der Wirklichkeit gibt.«

Er sagte nichts.

Hörte er mir überhaupt zu?

»Es mag ja sein, dass du dich davor fürchtest, dass Mama stirbt«, fuhr ich fort. »Erst recht, weil Papa tot ist. Und weil du Angst hast, träumst du davon. Verstehst du? Der Traum bedeutet nicht, dass Mama stirbt, sondern dass du Angst hast, sie könnte sterben.«

Er sah mit seinen dunklen Augen zu mir auf.

»Du bist ja so hohl, Syvert.«

Ich stand auf.

»Du flennst hier wegen eines Traums, nicht ich«, sagte ich.
»Ich habe nur versucht, nett zu sein.«

»Warum bist du wütend?«

»Ich bin nicht wütend«, sagte ich. »Aber du kannst zu anderen Leuten nicht alles Mögliche sagen.«

»Aber es ist wahr. Du *bist* hohl. Warum soll ich nicht die Wahrheit sagen?«

»Du hast geflenn, junger Mann. Weil du geglaubt hast, deine Mama würde sterben. Wie hohl ist das denn?«

Ich bereute es in dem Moment, als ich die Tür hinter mir schloss, und blieb still im Flur stehen und überlegte, ob ich zurückgehen sollte.

Wenn er wieder anfang zu flennen, würde ich es tun.

Aber er blieb still, und ich ging und legte mich hin.

Nur ein paar Stunden später wurde ich wieder wach, diesmal davon, dass Mutter den Wagen anließ. Ich schlief wieder ein und erwachte erst, als sie gegen neun zurückkam. Ich stand auf, schlang mir ein Handtuch um die Hüften und ging in den Flur, öffnete die Tür zu Joars Zimmer, ehe mir einfiel, dass es

Freitag war, und nicht Samstag, wie ich gedacht hatte, und Joar somit in der Schule.

Er ist daran gewöhnt, allein zur Schule zu gehen, wenn Mutter arbeitet, es macht also nichts, dass ich geschlafen habe, dachte ich und ging ins Bad.

Mutter hatte zwei Putzstellen, eine in einem Bürogebäude in der Stadt, von wo sie jetzt kam, und eine in der Schule, wo wir wohnten, die sie am Nachmittag putzte. Außerdem übernahm sie an den Wochenenden relativ oft Sonderschichten im Altenheim. Sie hatte keine Ausbildung und musste deshalb nehmen, was sie kriegen konnte. Ich hätte mir gewünscht, sagen zu können, dass sie sich nicht beklagte, aber das tat sie.

Ich ließ das Handtuch auf den Boden fallen und betrachtete mich im Spiegel. Mein größter Vorzug war der Oberkörper, es kam darauf an, die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, irgendwie am ersten Eindruck meines Gesichts vorbeizukommen.

Ich drehte mich. Der Rücken war breit und von Grübchen bedeckt, die Pickel hinterlassen hatten. Der Hals war kurz und kräftig.

Wie ein Ochse.

»Syvert, bist du im Bad?«, rief Mutter von unten.

Ich antwortete nicht, drehte das Wasser in der Dusche an und stellte mich unter den Strahl. Aus irgendeinem Grund dachte ich an Keith, den eitelsten Mann, den ich kannte. Wie er nach dem Training immer vor dem Spiegel stand und sich kämmte, verflucht geschniegelt, mit schwarzen, spitzen Schuhen, pastellfarbigen Sakkos mit hochgekrepelten Ärmeln und ständig neuen Jeans. Keiner machte ihm deshalb Vorwürfe, denn er war auch cool, und in seinen Augen gab es etwas Finsteres und Gefährliches. Es hätte mich nicht gewundert, wenn er statt eines Kamms ein Messer aus der Gesäß-

tasche gezogen hätte. Andererseits verschwand das alles, wenn er auf den Platz kam. Es war nicht das Trikot, das ihn aufs Normalmaß zurechtstutzte, denn er sah darin absolut scharf aus, das Hemd in die Shorts gesteckt und mit neuen, frisch geputzten Schuhen, sondern sein Spiel: Sobald es losging, erwies er sich als plumper, eifriger, technisch wenig versierter linker Verteidiger.

Sein Gesicht hätte sich auch bei einem Mädchen gut gemacht. War es das, was ihnen gefiel? Denn wenn wir in ein Lokal kamen, sahen die Frauen immer zu ihm, es war jedes Mal das Gleiche. Sein Name war auch ein Vorteil. Alle fragten danach. Keith? Daraufhin konnte er erzählen, dass sein Vater Engländer war, und sich ein wenig im Exotischen suhlen.

Aber das gönnte ich ihm. Mit ihm in der Mannschaft kamen jedenfalls immer Frauen zu unserem Tisch.

Ich drückte etwas Duschgel heraus und wusch mich, trocknete mich ab, sprühte Deo auf, knotete das Handtuch wieder um die Taille und ging in mein Zimmer, um mich anzuziehen.

Als ich in die Küche hinunterkam, hatte Mutter Eier mit Speck gemacht, das Ganze lag auf einem Teller mitten auf dem Tisch. Außerdem hatte sie Brotscheiben aufgeschnitten und Butter und Käse herausgestellt, und der Kaffee stand auf der Platte der Kaffeemaschine. Ich setzte mich und begann zu essen. Die vollgesogenen Felder vor den Fenstern leuchteten gelb vor einem grauen und stillen Himmel. Das Auto hatte tiefe Spuren in den nassen Schotter gegraben, sah ich, und dachte, dass es vielleicht das Beste wäre, in diesem Frühjahr eine Fuhre Kies anliefern zu lassen.

»Ist Joar gut zur Schule gekommen?«, fragte Mutter, die aus der Waschküche trat.

»Das weiß ich nicht«, sagte ich. »Ich habe geschlafen. Ich

denke schon. Er war jedenfalls nicht hier, als ich aufgewacht bin.«

Als sie eine Tasse aus dem Schrank holte, erstarrte sie. Halb vorgebeugt legte sie eine Hand in den Rücken.

»Hast du einen Hexenschuss?«, fragte ich.

»Ich habe nur manchmal Rückenschmerzen.«

»Bist du beim Arzt gewesen?«

Sie schnaubte.

»Ein Arzt kann da auch nichts machen. Das kommt von der Arbeit, was denn sonst.«

»Ein Physiotherapeut könnte etwas bringen«, sagte ich.

»Ja, sicher«, entgegnete sie.

»Aber das willst du nicht?«

»Es ist okay, so wie es ist«, sagte sie. »Ich mache dir eine Liste von Sachen, die getan werden müssen.«

»Danke«, sagte ich und grinste.

»Könntest du vielleicht als Erstes die Reifen wechseln? Dann sparen wir uns die Werkstattrechnung.«

»Hast du die Reifen jemals in der Werkstatt wechseln lassen? Ich dachte, Onkel Einar hat dir geholfen, als ich nicht hier war?«

»Jetzt bist du ja da.«

»Ich erledige das«, sagte ich. »Aber nicht heute.«

»Was hast du denn heute vor, was so wichtig ist?«

»Ich wollte nur mal kurz in die Stadt«, sagte ich.

Sie sah mich an.

»Wenn du willst, kannst du das Auto nehmen. Aber dann musst du um zwei zurück sein.«

»Kein Problem.«

»Könntest du dann auch einkaufen gehen?«

»Wusste ich doch, dass du einen Hintergedanken hast«, sagte ich und lachte.

»Wir müssen Essen im Haus haben«, erwiderte sie. »Zumindest, wenn du zu Hause bist.«

»Schon klar«, sagte ich und schnitt das Eigelb aus dem Eiweiß heraus, schob es auf die Gabel und steckte es in den Mund, wo es kalt verlief. »Schreib mir einen Einkaufszettel.«

Mutter hatte keine Stereoanlage im Auto, nur ein Radio, so dass ich den Kopfhörer aufsetzte, ehe ich den Motor anließ. Ich ließ *AC/DC* laufen und als ich in Richtung Hauptstraße fuhr, sang ich bei *Hells Bells* mit. Auf der asphaltierten Straße gab ich Gas, denn um diese Uhrzeit war kaum ein Auto unterwegs, und ich sauste durch den Wald, an Schule und Sporthalle vorbei, wo die Jacken und Mützen der Kinder das ganze Grau mit ihren vielen Farbtönen von Rot und Blau aufhellten, am Lebensmittelladen und dem neuen Friseursalon vorbei. *Hells bells, Hells bells*, sang ich und schlug den Takt auf dem Lenkrad. Auf der E18 landete ich hinter einem Sattelschlepper und ließ den Wagen nach jeder Kurve auf die Gegenfahrbahn driften, als wäre er eine Jolle im Schlepptau, um nach einer Chance zu spähen, ihn zu überholen, aber jedes Mal kam mir irgendein Idiot entgegen, und erst auf dem langen, sanften Anstieg, auf dem es eine Kriechspur gab, die der Sattelschlepper zum Glück benutzte, kam ich an ihm vorbei und konnte wieder beschleunigen.

Ich hätte nicht wütend auf Joar werden sollen. Aber ich war völlig unvorbereitet gewesen; schließlich hatte er geweint und Angst gehabt.

Es war nicht so, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Im Gegenteil, er war superintelligent und wirklich lieb. Er konnte nur nicht lügen. Konnte einfach nichts sagen, was nicht wahr war.

Und das war ja im Grunde eine gute Eigenschaft.

Ich schaute zu der riesigen Fabrik hinunter. Sie brütete in

der Landschaft, was nicht zuletzt daran lag, dass um sie herum jegliche Vegetation verschwunden war.

War ich wirklich hohl?

Natürlich nicht. Er hatte sich auf das bezogen, was ich *gesagt* hatte, das über die Träume. Aber auch das war nicht hohl. Es stimmte ja. Er fürchtete sich davor, dass Mutter sterben könnte, und daraufhin träumte er davon.

An Vater konnte er sich kaum erinnern, er war erst vier gewesen, als er starb.

Papa, Papa, hatte er gesagt, als er plötzlich nicht mehr da war. Papa, Papa.

Aber Papa kam ja nie, und daraufhin vergaß er ihn.

Jedenfalls hatte ich das geglaubt.

Ein Jahr später saß er auf der Rückbank, als wir in die Stadt fuhren, und sagte plötzlich, dass Papa im Himmel sitze und uns lenke.

Ich hatte mich zu ihm umgedreht und ihn gefragt, wie er das meine.

»Mama fährt das Auto, und Papa fährt Mama. Und mich und dich.«

Damals hatte ich ihn nur angegrinst und mich wieder nach vorne gedreht. Mutter hatte einfach so getan, als hätte sie nichts gehört.

Jetzt fragte ich mich, wie ihm dieser Gedanke in den Sinn gekommen war.

Woher hatte er das alles?

Vor mir lag die Stadt wie auf einem Präsentierteller, am Ende des Flusstals mit dem Meer direkt davor und den sanften, bewaldeten Anhöhen zu beiden Seiten. Das Meer war ruhig und grau, mit einer Art metallischem Glanz an der Oberfläche, der den Unterschied zum tiefhängenden Himmel, der genauso grau war, schärfer machte, als man es erwarten würde.

Ich stellte den Wagen im Parkhaus in der Festningsgaten ab und ging zum Arbeitsamt, wo ich fast eine Stunde warten musste, bis ich an der Reihe war. Ich hatte geglaubt, dass ich nur ein Formular ausfüllen musste, aber wie sich herausstellte, war es nicht ganz so einfach, sich arbeitslos zu melden. Abgesehen von dem Formular musste ich ein Gespräch mit einem Berater führen, das nicht sofort stattfinden konnte, sondern erst eine Woche später, außerdem musste ich noch einen Kurs für Arbeitssuchende belegen, wie mich die überarbeitete Sachbearbeiterin informierte. Erst wenn das alles abgehakt war und nach einer mehrwöchigen Bearbeitungszeit würde ich möglicherweise Arbeitslosengeld erhalten.

»Und was macht man, wenn man kein Geld hat?«, fragte ich. »Ich meine, wenn es akut ist?«

»Dann müssen Sie zum Sozialamt«, sagte sie.

Ich dankte ihr, nahm den kleinen Stapel mit Papieren und Broschüren, den sie mir gegeben hatte, und ging. Zwei von denen, die draußen warteten, kannte ich. Sie waren auf dem Gymnasium eine Klasse unter mir gewesen. Der eine hieß Håvard, meinte ich mich zu erinnern, er hatte ganz kurze Haare auf dem Kopf und einen langen Zopf, der ihm auf den Rücken fiel, war immer schwarz gekleidet und hatte bei einem der neuen Lokalradiosender eine eigene Sendung. Es überraschte mich nicht im geringsten, ihn dort zu sehen, aber es provozierte mich trotzdem, denn er stand sozusagen in Opposition zur Gesellschaft, darum drehte sich alles bei ihm, und dann saß er hier herum und nahm von derselben Gesellschaft Geld an.

Ich fühlte mich eklig, als ich die Dronningens gate hinabging. Es war ein Fehler gewesen, mich arbeitslos zu melden, es widersprach allem, wofür ich politisch stand. Ich hatte mir gesagt, dass der Wehrdienst eine Pflicht war, etwas, das ich nicht selbst gewählt hatte, und als sie mich dann im März entließen,

mitten im Semester, so dass ich keine Möglichkeit hatte, eine Hochschule zu besuchen, war es ihre Pflicht, finanziell für mich zu sorgen. Aber das war natürlich Unsinn, nur eine Entschuldigung. Es war egal, wie viele da drinnen mit den Händen im Schoß nebeneinandersaßen, ich wusste, dass es für jemanden, der wirklich arbeiten wollte, auch Jobs gab.

Am Kiosk in der Fußgängerzone kaufte ich zwei Zeitungen und setzte mich in das Café in der Stadtbibliothek. Als Erstes checkte ich die Aktienkurse in *Die Seefahrt*. Bei meinen Aktien hatte sich nichts getan, obwohl es mehr als zwei Wochen her war, dass ich zuletzt nachgesehen hatte. Der Wert meiner Investition hatte sich also weiterhin mehr als halbiert. Zu glauben, dass der Kurs sich kurzfristig erholen würde, bedeutete, an den Weihnachtsmann zu glauben, aber ich verspürte dennoch einen Hauch von Enttäuschung. Ich war mir so clever vorgekommen, als ich es getan hatte. Nicht in Statoil oder eine der anderen großen Ölgesellschaften, sondern in zwei kleine Offshorefirmen hatte ich mein Geld gesteckt. Fast das gesamte Erbe meines Vaters, das ich an meinem achtzehnten Geburtstag bekommen hatte, hatte ich investiert. Mutter wusste nichts davon, obwohl es nicht so war, dass ich etwas Illegales getan oder das Geld verspielt hätte oder so. Ich hatte vorgehabt, ihr davon zu erzählen, sobald ich eine ansehnliche Stange Geld beisammenhätte, jedenfalls genug, um ihre Einwände im Keim ersticken zu können.

Es war noch Zeit, Aktien waren eine langfristige Investition.

Ich legte *Die Seefahrt* zur Seite und las stattdessen die Lokalzeitung. Die Arbeiterpartei sperrte sich immer noch, begriff ich, man wollte die Benzinabgabe nur mittragen, wenn gleichzeitig der Spitzensteuersatz angehoben wurde. Sie waren mit anderen Worten einer Meinung mit Willoch, fügten aber eine Forderung hinzu, die er nicht erfüllen konnte, so dass er zurück-

treten musste und sie wieder an die Macht kommen konnten. Das war Doppelmoral. Sie waren eigentlich dafür, würden aber dagegen stimmen. Und Hagen *konnte* ja nicht für die Benzinabgabe stimmen. Schließlich war er Vorsitzender einer Partei gegen Steuern und Abgaben. Das war ihr Fundament.

Natürlich tauchte dieser Håvard-Typ im Café auf, als ich dort saß. Zusammen mit ein paar Kumpel setzte er sich an den Nebentisch. Er nickte mir zu, bestimmt, weil er mich dort gesehen hatte und uns das in seinen Augen zu Verbündeten machte, ich nickte zurück, stand auf und ging hinaus. Durchs Fenster sah ich, dass er sich schon meine Zeitung genommen hatte und darin las.

Ich ging zum Marktplatz und betrat den Empfang des Eckhauses, in dem die Lokalzeitung ihr Stadtbüro hatte. Ein älterer Mann in einem dunkelblauen Mantel und mit weißen Haaren, die so schütter waren, dass sie einer Wolke aus Staub glichen, sprach mit der Frau am Empfang, und ich begriff, dass es um eine Ausgabe der Zeitung ging, die nicht gekommen war. Sie nickte mehrmals freundlich, hatte lange, blonde Haare und ein sonnengebräuntes Gesicht, lange, schwarze Wimpern. Es sei nicht das erste Mal, dass die Zeitung nicht gekommen sei, erklärte er, und sie nickte dazu, sie nahm die Sache ernst. Offenbar ist sie im Osterurlaub im Süden gewesen, dachte ich, sie wirkte nicht wie jemand, der in die Berge fuhr. Sie bedauerte, was vorgefallen war, und meinte, er könne die aktuelle Zeitung jetzt bekommen, aber das wollte er nicht, es ging ihm ums Prinzip. Als er mit dem Regenschirm unter dem Arm verschwand, lächelte sie mich an.

Ich lächelte auch.

»Sitzt Dag jetzt hier? Oder ist er draußen in der Zentrale?«

»Er arbeitet hier, aber ich weiß nicht, ob er da ist. Warten Sie bitte kurz, ich höre mal nach. Wie ist Ihr Name?«, fragte sie,

schon mit dem Telefonhörer am Ohr, der von einer angehobenen Schulter an Ort und Stelle gehalten wurde.

»Syvert«, sagte ich.

Sie ist hübsch, aber vielleicht etwas zu alt, dachte ich und spürte, dass ich einen Ständer bekam. Sie war sicher mindestens fünfundzwanzig.

»Du hast Besuch«, sagte sie in den Hörer. »Syvert ist hier.«

Dag kannte ich schon mein ganzes Leben. Wir waren Cousins, er war der Sohn des Bruders meines Vaters, wir waren zusammen aufgewachsen und in der Schule neun Jahre in dieselbe Klasse gegangen, und obwohl wir uns für verschiedene Gymnasien entschieden hatten – er war in der Stadt in die Kathedralschule gegangen, die als besser galt –, hatten wir uns weiter häufig gesehen. Meistens hatten wir denselben Bus zur Schule und nach Hause genommen, und wenn wir am Wochenende mit unseren neuen Freunden ausgingen, landeten wir trotzdem oft am selben Tisch. Er hatte mit sechzehn angefangen, für die Zeitung zu schreiben, für ihre wöchentlich erscheinende Jugendseite, und hatte seine Sache gut gemacht, denn nach dem Gymnasium hatte er eine einjährige Aushilfsstelle bekommen und war jetzt in seinem zweiten Jahr dort. Als ich in sein Büro kam, saß er über die Schreibmaschine gebeugt.

»Ja, hallo«, sagte er, ohne aufzuschauen.

»Ja, hallo«, sagte ich und setzte mich auf den Stuhl auf der anderen Seite des Tisches.

»Ich will das nur kurz fertigschreiben«, sagte er. »Zwei Minuten.«

»Mach ruhig weiter«, sagte ich, zog den Reißverschluss der Jacke auf und sah dabei auf den Platz vor dem Fenster und den kleinen Park dahinter, wie dort alles vollkommen regungslos stand und den fallenden Regen entgegennahm.

Dag hatte eine Pigmentstörung, er war ein sogenannter unechter Albino, was bedeutete, dass seine Haare und seine Haut weiß waren, während die Augen, die bei einem echten Albino rot gewesen wären, braun waren. Als Kind war er stolz darauf gewesen, es hatte ihn herausgehoben, während es ihn in der Pubertät gequält hatte.

»Bist du gestern gekommen?«, fragte er und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, den Arm auf die Lehne gelegt.

Ich nickte.

»Möchtest du einen Kaffee?«, fragte er und war schon auf den Beinen, noch ehe ich Ja sagen konnte, er verschwand zur Tür hinaus und kam einen Augenblick später mit einer Tasse in jeder Hand zurück.

»Danke«, sagte ich, als er mir eine reichte.

»Verdammt, du Arsch, du bist entlassen worden!«, sagte er und setzte sich.

»Ja«, sagte ich.

»Ja?«, erwiderte er. »Ist das alles, was du dazu zu sagen hast? Freust du dich denn gar nicht?«

»Ich hätte gut noch länger bleiben können.«

»Dann werd doch Berufssoldat.«

»Als Koch? Nein, danke.«

»Das ist der Startschuss für deine Karriere. Am Ende kannst du Generalkoch werden.«

»Oder Streptokokch«, sagte ich.

Wir lachten.

»Übrigens, wie heißt die Frau, die am Empfang arbeitet?«

»Marianne?«

»Ja, die da vorhin gesessen hat.«

»Das ist Marianne. Du interessierst dich für sie?«

»Natürlich«, sagte ich. »Du nicht?«

Er schüttelte den Kopf.

»Es ist nicht gut, sich mit jemandem auf der Arbeit einzulassen. Da habe ich meine Prinzipien.«

»Das sagst du jetzt nur, weil du bei keiner hier eine Chance hast«, sagte ich und lachte.

»Gehst du heute Abend aus?«, fragte er. »Um zu feiern?«
Ich zuckte mit den Schultern.

»Nein, ich habe nichts geplant. Mal sehen, was sich ergibt. Gehst du?«

»Ich weiß es noch nicht. Aber ich war sicherheitshalber im ›Monopol‹«, sagte er und nickte zu einer Tüte hin, die an der Wand unter dem Haken stand, an dem seine Jacke hing.

»Was hast du gekauft?«

»Rum.«

»Bacardi?«

»Nein. *Braunen* Rum. Ich weiß nicht mehr, wie die Marke heißt. Hast du den schon mal probiert? Schmeckt richtig gut. Brennt ganz schön.«

»Nein, den habe ich ehrlich gesagt noch nie getrunken. Mischst du ihn mit etwas?«

Er schüttelte den Kopf.

»Das könnte man bestimmt. Keine Ahnung. Aber ich mag ihn pur.«

»Ich habe in letzter Zeit einige Margaritas getrunken«, sagte ich. »Hast du das schon mal probiert?«

»Klar. Mit Salz auf dem Glas, stimmt's?«

»Mm.«

»Ja, das schmeckt auch gut«, sagte er.

»Und Tequila Slammer natürlich«, sagte ich. »Hast du das schon mal probiert?«

»Klar. Ein, zwei Mal.«

»Das hast du nicht«, sagte ich und lachte.

»Woher zum Teufel weißt du das?«

»Weil du ›ein, zwei Mal‹ gesagt hast. Das hast du nur gesagt, damit es glaubwürdig klingt. Habe ich recht oder habe ich recht?«

»Ich habe zumindest jemanden gesehen, der einen getrunken hat, und dabei gedacht, dass ich das mal probieren sollte«, meinte er.

»Ha, ha!«

Er zog eine Schachtel Zigaretten aus der Hemdtasche und zündet sich eine an, schob den Stuhl zurück und legte die Füße auf den Tisch.

»Und was hast du jetzt vor?«, fragte er.

»Ach, ich fahr wieder nach Hause, ich muss unterwegs noch für meine Mutter einkaufen gehen.«

»Mit deinem Leben, du Idiot.«

»Ach das«, sagte ich. »Keine Ahnung. Aber ich bin gerade beim Arbeitsamt gewesen und habe mich arbeitslos gemeldet.«

»Hast du?«

»Ja. Es gibt ja im Grunde nicht so viele Alternativen.«

Er nahm die Füße wieder herunter, zog den Stuhl näher an den Tisch heran, streckte den Arm aus und klopfte über dem Aschenbecher mit dem Zeigefinger auf die Spitze der Zigarette.

»Könntest du dir vorstellen, dich dazu interviewen zu lassen?«, fragte er.

»Wozu?«

»Dazu, dass du arbeitslos bist. Weißt du, das ist ein Thema. Junger Mann wird von der Armee entlassen und in die Arbeitslosigkeit gezwungen. Soll das wirklich so laufen? Wer ist dafür verantwortlich? Und was wird getan?«

Er sah mich an.

»Bist du einverstanden? Ich kann dich natürlich nicht selbst interviewen, weil wir verwandt sind, aber ich könnte einem anderen einen Tipp geben. Das ist eine gute Sache. Und es ist

wichtig. Die Arbeitslosenzahlen sind im Moment ja verflucht hoch.«

»Ich glaube eher nicht«, sagte ich. »Wenn ich will, kann ich bestimmt einen Job finden. Außerdem habe ich keine Lust, wie ein Opfer dazustehen.«

»Aber das ist doch nicht deine Schuld! Jetzt komm schon, Syvert. Du bist arbeitslos, das ist eine Tatsache. Es macht doch nichts, wenn wir darüber berichten? Denk wenigstens einmal darüber nach.«

»Darüber nachdenken kann ich«, sagte ich und stand auf. »Aber es machen? Vergiss es.«

Er zuckte mit den Schultern.

»Dann sehen wir uns vielleicht irgendwo da draußen.«

»Das würde mich nicht wundern«, sagte er.

Ich stellte die Einkaufsstüben in der Küche ab, damit Mutter die Lebensmittel einräumen konnte, und ging wieder hinaus, rollte die Sommerreifen vom Heuboden herunter, holte den Wagenheber aus der Garage und begann, die Reifen zu wechseln. Ich dachte an Vater. Das tat ich mittlerweile nur noch selten, aber an besonderen Tagen, an Weihnachten, dem Nationalfeiertag oder meinem Geburtstag, oder wenn etwas Besonderes passierte, wenn wir zum Beispiel unerwartet Besuch bekamen, oder wenn ich sozusagen aus einem neuen Winkel in das Vertraute eintrat wie jetzt, als ich zuerst in die Scheune und danach in die Garage gegangen war, wenn so etwas passierte, dann tauchte der Gedanke an ihn gelegentlich auf.

Der Wagenheber sank ein, zwei Zentimeter in den Schotter, der rund um den roten Metallfuß hochquoll. Es regnete nicht mehr, aber die Luft war immer noch feucht und der Himmel schwer; der Nebel hing grau zwischen den grünen Kiefern am Waldrand.

Als ich die Reifen auf der einen Seite gewechselt hatte und das Auto gerade auf der anderen anhub, hielt der Schulbus an der Kreuzung. Eine Minute später stand Joar mit glänzendem Parka und einer weißen Mütze, die er in die Stirn geschoben hatte, neben mir.

»Kannst du bitte die Reifen auf den Heuboden hochrollen?«, sagte ich.

Sein Gesicht strahlte, was er sofort zu verbergen versuchte.

»Ich bringe nur schnell den Ranzen rein«, sagte er und ging mit Schritten zum Haus, die mich ahnen ließen, dass sie gebremst wurden: Eigentlich wollte er rennen.

Den letzten Reifen wechselte er ganz allein, ich schraubte ihn nur fest, und anschließend gingen wir ins Haus, um zu essen.

Es würde Kabeljau geben, und die ganze Küche roch nach Fisch.

Mutter hob die Stücke mit dem Schaumlöffel aus dem Topf und auf die Platte, während Joar und ich uns hinsetzten. Die Schüssel mit den Kartoffeln stand schon dampfend auf dem Tisch, neben einer Platte mit gekochten Möhren und Blumenkohl.

»Was ist das Erste, woran du dich erinnern kannst?«, fragte Joar und schielte aus seinem gesenkten Gesicht zu mir hoch.

»Meine erste Kindheitserinnerung?«

»Was ist das Erste, woran du dich erinnerst?«, wiederholte er, fast gereizt.

Mutter setzte die Platte mit Fisch auf den Tisch und ging zur Spüle, um die Becher mit Wasser zu füllen.

»Ich weiß nicht, ob es die erste ist«, sagte ich. »Aber ich glaube, es ist, dass ich auf einer kleinen Hängebrücke stehe und auf und ab hüpfte, so dass sie schaukelt. Ich muss drei oder vier oder so gewesen sein.«

Ich sah zu Mutter hinüber.

»Erinnerst du dich? Dass wir irgendwo spazieren gegangen sind, wo es eine Hängebrücke gab?«

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich.

»Bitte sehr«, sagte sie. »Bedient euch.«

»Kannst du es beschreiben?«, fragte Joar.

Ich legte ein Stück Fisch auf seinen Teller und eins auf meinen eigenen.

»Ich halte das Tau fest und hüpfte, und das Wasser rauscht unter den Brettern.«

»Wie sieht dein Gesicht aus?«

»Ich lächle. Ich freue mich total. Deshalb erinnere ich mich bestimmt daran.«

»Das heißt, du siehst dich selbst von außen?«

»Ja«, antwortete ich.

»Kann es dann eine Erinnerung sein?«, fragte er.

»Natürlich ist es eine Erinnerung«, sagte ich.

»Aber wir sehen uns selbst doch nicht von außen«, meinte er und hob die Zeigefinger an die Augen und markierte mit ihnen einen kleinen Kanal. »Wir sehen hinaus.«

»Das ist wahr«, sagte ich und stach das Messer zwischen das weiße Fleisch und die graue, sehnige Haut, die sich fast von selbst ablöste.

»Das heißt, du hast das, was eigentlich passiert ist, verändert.«

»Ja, hört sich ganz so an«, sagte ich. »Aber ich *erinnere* mich doch daran. Es ist also passiert. Ich sehe es nur von außen statt von innen. Das ist alles.«

Ich teilte das Stück und holte die Gräten heraus. Sie waren wie eine Art Prothese, die wie ein Fremdkörper in all dem Weichen lag.

»Wie kommt es, dass du darüber nachdenkst, Joar?«, fragte Mutter.

»Ich habe mich in einem Traum von außen gesehen«, sagte er. »Und da ist mir klar geworden, dass ich mich immer von außen sehe, wenn ich träume. Ich fand das irgendwie seltsam. Findet ihr nicht auch?«

»Doch, kann sein«, sagte Mutter.

»Siehst du dich von außen, wenn du träumst?«, fragte er.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete Mutter.

»Joar hat heute allein die Reifen gewechselt«, sagte ich.

»Nur einen«, sagte Joar.

»Toll«, sagte Mutter und lächelte eine Sekunde oder zwei, ehe ihr Gesicht wieder auf die Weise ernst wurde, die einen begreifen lässt, dass ihr Lächeln gespielt war.

Kurz nach halb sechs, als ich auf dem Bett lag und die neue Platte hörte, die ich in der Stadt gekauft hatte, *Master of Puppets*, näherte sich auf der Straße ein Auto. Mutter bekam abends nie Besuch, und von Joars Freunden würde keiner im Auto kommen, offensichtlich wollte also jemand zu mir.

Ich stand auf und ging zum Fenster. Es war ein Ascona, er hielt vor dem Haus und hupte.

»Syvert!«, rief Mutter von unten. »Gjert ist hier!«

Oh, verdammt.

Ich suchte Shorts, Trikot und Trainingsjacke aus dem Schrank heraus, eilte nach unten, holte die Fußballschuhe aus der Waschküche und ging zum Auto hinaus, dessen Motor lief.

»Ja, hallo«, grüßte Gjert, als ich die Tür öffnete und mich hineinsetzte.

»Ja, hallo«, sagte ich und zog den Sicherheitsgurt über die Brust, während er auf die Straße hinunterfuhr. Das Licht wanderte über den Heubodenaufgang, danach strömte es über das Feld und ließ die Schilder an der Hauptstraße schwach schimmern, ehe es sich über der Schotterstraße festsetzte.

»Du hattest es vergessen?«

»Ja.«

»Macht nichts. Ich habe heute mit Terje gesprochen, es ist okay, dass du kommst.«

»Schön«, sagte ich. »Aber hast du nicht gesagt, du hättest kein Auto? Das Ding hier ähnelt ziemlich eindeutig einem Auto?«

»Ehrlich gesagt habe ich es heute gekauft.«

»Wie viel hast du dafür bezahlt?«

»Fünftausend. Es hat auch eine Stereoanlage«, sagte er und lehnte sich vor, um sie einzuschalten. Das Armaturenbrett leuchtete auf, und im nächsten Moment donnerte die Musik in den Wagen.

»Der Klang ist ziemlich gut«, meinte er.

»Was lässt du da laufen?«

»Hörst du das nicht?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Accept. ›Balls to the wall‹.«

»Jetzt höre ich es«, sagte ich.

Als wir auf die Baracke zuzogen, sah ich mehrere schattenhafte Gestalten, die unter den Bäumen auf dem Weg zum flutlichtbeleuchteten Ascheplatz gingen. Dort standen bereits fünf, sechs mit Mützen, Handschuhen und weiten Trainingsjacken und kickten Bälle zwischen sich hin und her.

»Wer legt eigentlich ein Training auf Freitagabend?«, fragte ich.

Gjert schüttelte den Kopf.

»Ja, es ist idiotisch. Es ist nicht *einmal* vorgekommen, dass alle da gewesen sind.«

Der fallende Regen war unsichtbar, nur im Flutlicht nicht, wo der leichte Wind die Tropfen wie ein Netz erscheinen ließ, das über den Platz geworfen wurde.

In der Kabine saßen Keith, Vegard, Karsten und Glenn und zogen sich an.

»Hallooo«, sagten sie, als sie mich sahen. »Der Elch ist zurück!«

»Der Elch läuft auf der letzten Felge«, sagte ich. »Ich bin seit Weihnachten keinen Meter mehr gelaufen.«

Ich zog Schuhe und Hose aus, setzte mich auf die Bank und beugte mich über den Beutel, fischte Shorts, Strümpfe und T-Shirt heraus.

»Bist du jetzt endgültig wieder zu Hause?«, fragte Glenn und sah hoch, er saß ansonsten vorgebeugt und band seine Schuhe zu, die schwarze Tolle hing ihm in die Augen.

Ich nickte.

»Er ist gestern entlassen worden«, sagte Gjert.

»Bist du?«, sagte Keith. »Dann willst du heute Abend feiern?«

»Ich weiß nicht recht«, antwortete ich. »Geht ihr weg?«

»Hat das Zebra Streifen?«, fragte Glenn zurück.

»Hat Karsten Klöten?«, sagte Keith und stand auf. Wir lachten, er grinste zufrieden und lief mit diesem leicht steifen Gang durch den Raum, den man annimmt, wenn man mit Schraubstollen unter den Füßen geht. Sie klackerten über den Boden.

»Ihr wisst ja, warum ich der Elch genannt werde?«, sagte ich. »Es liegt nicht daran, dass ich so große Schritte mache.«

»Hö, hö«, sagte Karsten und holte eine Dose mit Tigerbalsam heraus, womit er seine Oberschenkel einrieb. Der minzartige Geruch war stechend. Karsten wirkte im Sitzen gar nicht so groß, er hatte irgendwie das Gesicht eines kleinen Mannes, vielleicht auch das Auftreten, immer ein bisschen ausweichend und zurückhaltend, aber wenn er aufstand wie jetzt, kamen seine Länge und Breite zur Geltung. Er war zwei Meter groß und kräftig gebaut, und manchmal nannten wir ihn Dick, wohl

auch, weil sein bester Freund seit der Grundschule Glenn war, oder eben Doof, der ziemlich klein und hager war, zumindest, wenn er neben Karsten ging.

Ich band die Schuhe zu, zog den Reißverschluss der Jacke hoch, sah zu Gjert hinüber, der in Shorts dasaß und mit langsamen Bewegungen seine Strümpfe auseinanderfaltete. Keiner brauchte so lange wie er, um sich umzuziehen. Und keiner hatte im Winter so viele Schichten Kleider an wie er.

»Ich gehe schon mal raus«, sagte ich. »Es hat ja keinen Sinn, auf dich zu warten.«

Er nickte ernst, sozusagen über eine größere Arbeit gebeugt. Ich stand auf und ging zusammen mit Vegard und Glenn und Karsten hinaus. Die Luft spannte auf den nackten Schenkeln. Hinter den im Licht aus den Fenstern im Nebel schimmernden Bäumen begannen wir zu laufen. Ich kannte den Trainer nicht, der die Mannschaft nach Weihnachten übernommen hatte, und blieb vor ihm stehen.

Er war noch recht jung, um die dreißig. Er hatte scharf geschnittene Gesichtszüge. Ein dünner Mund mit einem schmalen Bart darüber. Blasser Haut, glatte, schwarze Haare. Er sah eher aus wie jemand in einer Synth-Pop-Band als ein Fußballtrainer.

»Hallo«, sagte ich. »Ich heiße Syvert. Ich habe früher in der Jugendmannschaft gespielt und wollte fragen, ob ich heute Abend mittrainieren darf?«

Er nickte.

»Terje hat mir schon gesagt, dass jemand kommt. Wo spielst du normalerweise?«

»Mittelfeld«, antwortete ich.

»Okay«, sagte er.

Als Erstes trabten wir ein paar Runden um den Platz, dann absolvierten wir fünf Minuten lang kurze Intervallläufe, ehe

wir ein paar Bahnen über den ganzen Platz rannten. Am Ende war ich kurz davor, mich zu übergeben, und als wir anfangen, fünf gegen fünf zu spielen, waren meine Beine so weich und zittrig, dass ich kaum fähig war, einen Pass zu schlagen. Nach einer Weile erholte sich mein Körper jedoch, und ich schaffte es, passabel mitzuspielen.

Ich merkte, dass ich es vermisst hatte, alles daran. Die Reflexwesten, die Plastikkegel, das Flutlicht, den Aschenplatz, den ständigen Wechsel dazwischen, ein eigenes Spiel aufzubauen und das des Gegners zu stören, die unterschiedlichen Spielertypen, die es ganz unabhängig vom Niveau in allen Mannschaften gibt. Das Atmen, die Körper, die gegeneinanderprallten, der fallende Regen, die ballfordernden Rufe, die Warnungen, die Gesten, wenn jemand ein Tor schoss, ironische, triumphierende, abwinkende.

Wir spielten eine Zeitlang Angriff gegen Verteidigung, der Trainer pfiff ständig ab und korrigierte uns und erklärte. Er wollte, dass wir das Spiel von hinten aufbauten, lange Bälle aus der eigenen Hälfte zu schlagen, war verboten. Gjert und ich sollten uns zurückfallen lassen und Anspielstationen sein, das Spiel nach vorn und auf die Flügel treiben.

Nach einer Weile pfiff er ab und versammelte alle um sich.

»Fußball ist einfach«, sagte er. »Es geht darum, mehr Tore zu schießen, als man sich einfängt. Darin sind wir uns einig?«

Keiner sagte etwas.

»Um das zu schaffen, ist eigentlich nur eins erforderlich. Räume. Freie Räume. Der Punkt ist, Räume zu öffnen, wenn wir den Ball haben, damit es *leicht* ist, ihn nach vorn und am Ende ins Tor zu schießen. Punkt Nummer zwei ist, die Räume eng zu machen, wenn der Gegner den Ball hat, so dass es *schwierig* ist, ihn nach vorn zu bringen und Tore zu schießen. Sind wir uns einig?«

»Wenn du es sagst«, meinte Glenn.

Ein paar lachten.

»Wenn Gjert und Syvert sich zurückfallen lassen, folgen ihnen die Gegenspieler, und dann entstehen hinter ihnen freie Räume. Dahin soll der Ball. Dann sind wir am ersten Pressing vorbei, und daraufhin öffnen sich eine Menge anderer Räume. Aber wenn man nur einen langen Ball von hinten herausschlägt, öffnen sich keine Räume, und das ist leicht zu verteidigen. Sind wir uns da einig?«

»Ja, aber wir sind jetzt auch nicht gerade Juventus«, sagte Keith.

»Das sagst du!«, erwiderte Vegard.

Wir lachten.

»Okay«, sagte Mads. »Dann spielen wir jetzt Mittelfeld und Angriff gegen Verteidigung. Gjert, du bist bei der Verteidigung und spielst vor dem Vierer.«

Wieder unterbrach er ständig das Spiel, brachte uns ein paar Mal dazu, auf unseren Positionen zu verharren, damit wir sahen, welche Möglichkeiten es gab und wozu die unterschiedlichen Varianten führen würden.

Es nervte, ich wollte Fußball spielen, nicht Schach. Aber nach einer Viertelstunde in diesem Stil, ließ er uns endlich von der Leine, und wir spielten den letzten Teil des Trainings sieben gegen sieben auf große Tore, ohne dass er etwas sagte. Zum Abschluss machten wir neue Intervallläufe. Streng genommen musste ich nicht mitmachen, ich war ja nur zum Spaß dabei, aber ich fand, dass ich nicht in der Dusche stehen konnte, während die anderen sich abmühten, deshalb biss ich die Zähne zusammen und lief, bis mir schwarz vor Augen wurde.

In der Kabine hinterher herrschte Stille. Die Jungs saßen mit roten, verschwitzten Gesichtern da und konnten sich kaum

auffraffen, ihre Schuhe aufzubinden. Als die Kräfte allmählich zurückkehrten, erhöhte sich das Tempo der Bewegungen, mehrere und lautere Stimmen waren zu hören, die Duschen wurden angedreht, Gelächter schallte zwischen den Wänden. Es war Freitagabend, und die meisten hatten die ganze Woche gearbeitet. Viele von ihnen in der Zellstofffabrik. Die ältesten, die Mitte und Ende zwanzig waren, kannte ich nur dem Namen und Aussehen nach und hatte keine Ahnung, was sie an diesem Abend vorhatten. Im *Sundown*, wo wir immer hingingen, hatte ich sie noch nie gesehen.

»Bist du kaputt?«, fragte Kjetil, der Stürmer mit dem vier-eckigen Kinn, der nackt neben mir saß und in seiner Tasche nach etwas suchte.

»Ja, ich bin echt kaputt«, sagte ich. »Ich bin ja in den letzten Monaten auf einem Schiff gewesen.«

»Tja, da wird bestimmt nicht viel gelaufen« meinte er und zog ein Handtuch und eine Seifendose aus der Tasche. Es war eine alte Liverpool-Tasche, wahrscheinlich von Mitte der sieb-ziger Jahre, denn als ich klein war, hatte ich die gleiche.

»Kommst du nachher mit?«, fragte er und stand auf.

»Wo wollt ihr denn hin?«

»Ach, wir gehen wahrscheinlich ins ›Fun Center‹ und bow-len eine Runde. Und trinken ein paar Biere, denke ich.«

»›Fun Center‹«, sagte ich. »Da bin ich noch nie gewesen.«

»Nicht? Dann wird es aber Zeit.«

»Ja, vielleicht«, sagte ich und zog mir das klatschnasse T-Shirt über den Kopf.

Gjert blieb im Auto und wartete, während ich mir etwas Schi-ckeres anzog. Er hatte den Motor ausgeschaltet, nicht aber die Zündung; leise hörte ich den Bass der Musik. Das Licht der Scheinwerfer hing wie zwei gelbe Rohre in der schwarzen Luft,

die Scheibenwischer glitten ruhig über die Windschutzscheibe. Ich machte den obersten Knopf des Hemds zu, schlug den Kragen hoch und legte die Krawatte darum, band sie. Gab etwas Aftershave auf die Fingerkuppen und klopfte mit ihnen leicht auf die Wangen. Auf dem Weg nach draußen blieb ich in der Tür zum Wohnzimmer stehen, wo Mutter und Joar saßen und fernsahen.

»Was guckt ihr?«, fragte ich.

»Die Videoshow«, sagte Joar.

»Aha«, sagte ich. »Laufen heute Abend gute Musikvideos?«
Er zuckte mit den Schultern.

»Wer ist das?«, fragte ich. »Das Lied habe ich schon oft gehört.«

»Das ist Peter Gunn mit ›Art of Noise‹, aber das ist noch gar nicht erschienen, so oft kannst du es also nicht gehört haben«, sagte er, der kleine Klugscheißer.

»Okay«, sagte ich. »Macht es gut. Ich bin dann mal weg.«

»Wo willst du hin?«, fragte Mutter.

»Zu Gjert«, sagte ich.

»Treib dich nicht die ganze Nacht herum«, sagte sie.

»Nein, nein«, sagte ich.

Joar starrte intensiv auf den Bildschirm.

»Joar?«, sagte ich.

»Ja?«, sagte er.

»Hast du Lust, morgen mit mir ins Hallenbad zu gehen?«

»Und wann?«

»Irgendwann«, antwortete ich. »Das klären wir morgen.«

Er nickte. Ich zog die Jacke an, eilte im Laufschrift über den Hof und öffnete die Autotür. Gjert ließ den Motor an, ohne mich anzusehen.

»Meinst du wirklich, es bringt etwas, gut zu riechen, wenn du so hässlich bist?«, sagte er.

»Ich werde immer so geil, wenn ich dich sehe, Gjert«, sagte ich. »Deine Visage sieht aus wie eine Möse.«

»Wenn es dich aufgeilt, mich anzusehen, liegt das nur daran, dass du ein verdammter Schwuler mit Gel im Haar bist«, sagte er.

»Wenn du nicht aufpasst, schmier ich dir den ganzen verdammten Arsch mit Gel ein. Dann kannst du auf dem Schalt-
hebel sitzen und es dir beim Fahren gehen lassen.«

Er lachte, lehnte sich vor und wischte die Windschutzscheibe mit einem Lappen trocken, den er eigens zu diesem Zweck in der Hand gehalten haben musste, während er gleichzeitig vor der Kreuzung abbremste.

Gjert öffnete den Kofferraumdeckel und nahm zwei Tüten mit Bier heraus, reichte mir die eine, knallte den Deckel wieder zu. Das Geräusch hallte zwischen den stillen Häusern wider.

»Ist es wirklich okay, dass ich sie dir abkaufe?«, sagte ich, als wir in Richtung Bushaltestelle gingen.

»Natürlich«, sagte er. »Hätte ich es dir sonst angeboten?«

Er stellte die Tüte auf die Erde und zog eine Dose Snus aus der Innentasche, schob sich eine Prise Tabak unter die Lippe.

»Du siehst aus wie ein Idiot«, sagte ich.

»Du hast auch schon mal besser ausgesehen«, erwiderte er.

»Und dabei benutzt du nicht einmal Snus.«

Irgendwo in der Nähe, wahrscheinlich in einem der Häuser hinter dem Wäldchen, vor dem wir standen, ertönte Musik. Sie war so leise, dass ich nicht hören konnte, was es war. Davon abgesehen war alles still.

»Feiert hier jemand eine Fete?«, fragte ich.

Gjert schüttelte den Kopf.

»Das ist oben bei Susanne. Die sind bestimmt beim Vorglühen.«

»Wollen wir dann nicht hochgehen?«, fragte ich und trat aus dem Haltestellenhäuschen, um zu dem Haus hochzuschauen

»Wir spielen nicht in deren Liga«, sagte er.

»Nur das Beste ist gut genug«, sagte ich.

»Träum weiter«, sagte er.

Auf der Ebene kam ein Auto angerast. Als der Fahrer uns sah, bremste er. Es war Terje, der sich zu uns hinüberbeugte und das Fenster an der Beifahrerseite herunterkurbelte.

»Soll ich euch mitnehmen, Jungs?«, fragte er.

»Wir wollen zu Karsten«, sagte Gjert. »Du auch?«

»Worauf du einen lassen kannst.«

Als wir einstiegen, ich vorne und Gjert hinten, kam der Bus um die Kurve am Ende der Ebene, und der Anblick des großen Fahrzeugs, das mir in der Kindheit immer so gutmütig erschienen war, vielleicht wegen des Brummens, kam mir jetzt wie etwas unendlich Einsames und Trauriges vor. Wonach hielten seine Scheinwerfer Ausschau? Nach Gleichgesinnten. Was fanden sie? Felder, Bäume, Reihen von Häusern.

Terje fuhr auf die Straße, und kurz darauf sausten wir mit hundert Sachen durch den Wald. Terje verbrachte so viel Zeit in seinem Auto, dass es ihm wie angegossen passte. Er fuhr schnell, aber sicher.

»Und, wie findest du Mads, Syvert?«, fragte er, ohne den Blick von der Straße zu nehmen.

»Er ist bestimmt gut«, antwortete ich. »Aber wenn du mich fragst, will ich einfach nur Fußball spielen. So wie wir es immer getan haben.«

»Er hat in Dänemark eine Mannschaft in der zweiten Liga trainiert«, sagte Terje. »Echt ein guter Typ.«

»Wie in aller Welt ist er dann hier gelandet?«

»Er ist mit Lene zusammen. Ist letzten Sommer hierhergezogen.«

»Mit der Schwester von Vegard?«

»Ja, genau. Sie wollen im Sommer heiraten.«

Wir kamen auf die E18 und fuhren wieder zum Meer hinunter, in die Siedlung, die hinter dem kleinen Zentrum mit Tankstelle und Supermarkt lag, wo Terje in einer irgendwie gleitenden Bewegung, ähnlich einem anlegenden Boot, das Auto in die Auffahrt treiben ließ und neben dem Granada von Karstens Vater parkte.

Wir gingen hinein, ohne zu klingeln. Sie saßen im Partykeller, sahen ein Video und tranken Bier.

Am nächsten Morgen wurde ich davon wach, dass Joar in mein Zimmer kam. Als ich die Augen öffnete, schwankte um mich herum alles. Er hielt eine Tasche in der Hand.

»Wenn wir es noch schaffen wollen, musst du jetzt aufstehen«, sagte er.

»Was schaffen?«, fragte ich und schloss die Augen.

»Ins Hallenbad zu gehen.«

»Du, Joar«, sagte ich und öffnete die Augen wieder. »Das machen wir lieber morgen. Okay?«

»Aber du hast es versprochen«, sagte er.

»Das weiß ich. Aber morgen passt es besser. Du bist doch verabredet und so, hast du gesagt.«

»Du denkst nur an dich«, sagte er, drehte sich um und verließ das Zimmer, und ich war mit Sicherheit sofort wieder eingeschlafen, denn das Nächste, woran ich mich erinnerte, war, dass Mutter von unten rief, es gebe Mittagessen, es sei zwei Uhr. Immer noch groggy von der Nacht stand ich auf, zog mich an und ging hinunter. Sie hatte Milchreis gekocht, so ziemlich das Letzte, was ich mir jetzt vorstellen konnte, aber zum Glück hatte sie auch eine Platte mit Räucherschinken auf den Tisch gestellt.

»Wo ist Joar?«, fragte ich und setzte mich.

»Er ist bei Rickard. Ich denke, er isst bei ihnen.«

Ich goss mir Saft ein, nahm mir ein paar Scheiben Schinken, gab zwei Löffel Milchreis auf den Teller, einen Klecks Butter, der schnell geschmolzen war und einen kleinen gelben See in der Mitte bildete, streute Zimt und Zucker darüber.

»Ich habe heute Abend Dienst«, sagte sie. »Du musst also zu Hause bleiben und auf Joar aufpassen.«

»Geht in Ordnung«, sagte ich.

»Ist der Milchreis warm genug?«

»Ja«, sagte ich. »Er ist gut.«

»Schön.«

»Du, Mama?«

»Ja?«

»Ich wollte gleich ins Geschäft und ein bisschen einkaufen gehen. Aber ich bin fast pleite. Du hast nicht zufällig noch etwas Bargeld da?«

»Doch. Das Portemonnaie liegt in der Tasche.«

»Und wo liegt die Tasche?«

»Wo sie immer liegt.«

»Neben dem Telefontischchen?«

Sie nickte.

»Wie viel kann ich mir denn nehmen?«

»Nimm dir, was du brauchst.«

Sie hatte nicht wenig Geld im Portemonnaie, stellte sich heraus, insgesamt etwas mehr als neunhundert Kronen. Und ich hatte noch ein, zwei Hunderter. Wenn ich mir also drei nehme?, dachte ich, als ich mit ihrer Tasche auf dem Tisch und dem offenen Portemonnaie in der Hand dastand. Das würde eine Weile reichen. Außerdem musste ich so später nicht um mehr betteln.

Ich steckte die drei Hunderter in die Hosentasche, zog

Regenjacke und Stiefel an und ging zum Geschäft. Es erschien mir noch zu riskant, das Auto zu nehmen, außerdem würde etwas frische Luft mir guttun. Wieder lag Nebel über den Feldern, leichtes Nieseln hing in der Luft, ein paar Möwen hockten mit eng angelegten Flügeln auf dem Scheunendach. Ich ahnte, dass Mutter am Fenster stand und mir hinterhersah, als ich davonging, aber ich drehte mich nicht um. Etwas von der Stimmung der letzten Nacht steckte noch in mir, die von der Ausgelassenheit, der lauten Musik, all den Menschen und den blinkenden Lichtern erschaffen worden war und dieser Landschaft mit ihrer Wand aus dunkelgrünen Fichten, morastigen Böden, einem tiefen und stillen Himmel so fremd war.

Wie so oft war nichts passiert, wir waren nur ausgegangen, hatten getrunken und gelacht, und am Ende hatten wir uns gegen drei Uhr ein Großraumtaxi nach Hause geteilt. Als ich jetzt die asphaltierte Straße hinabging, kam es mir vor, als würde der glitzernde und wummernde Raum, in dem aufgekratzte Gesichter beleuchtet und beschattet wurden wie während eines Gewitters, in etwas unendlich Größeres und Ruhigeres entleert.

In dieser Stimmung lief ich dahin und überlegte, ob ich im Geschäft ein paar Biere kaufen sollte, gut möglich, dass Joar bei einem seiner Schulfreunde übernachten würde, er war doch noch in dem Alter, in dem sie das machten?

Ich spielte für etwas mehr als hundert Kronen Toto, wie es Vater immer getan hatte, was mir ein gutes Gefühl einflößte, kaufte Cola und Chips und ein Sixpack Carlsberg sowie zwei Zeitungen, *VG* und *Dagbladet*.

Signe saß an der Kasse.

»Du bist das«, sagte sie und lächelte.

»Sieht ganz so aus«, sagte ich. »Du jobbst hier?«

»Sieht auch ganz so aus«, sagte sie und gab mit der einen

Hand den Preis des Sixpacks ein, während sie es mit der anderen die blanke Metallplatte auf dem Tresen hinabschob. Ihre spitzen Brüste, auf die wir so scharf gewesen waren, als wir in die Gesamtschule gingen, wölbten sich unter dem grünen Geschäftspullover.

»Vollzeit?«, fragte ich und zog eine Plastiktüte aus dem Karton unter der Theke.

»Nein, bist du verrückt? Nur am Wochenende und manchmal ein, zwei Abende im Kiosk. Ich lerne für die Philosophieprüfung, die muss ja jeder ablegen.«

»Oh. Dann bist du jetzt also Studentin. Und, ziehst du um?«

»Denke schon.«

»Nach Oslo?«

»Vielleicht.«

Ich bezahlte, die Schublade der Kasse sprang auf, und sie zählte das Wechselgeld ab.

»Kann ich ein paar Münzen mehr haben?«, fragte ich.

»Bist du nicht schon ein bisschen zu alt für den Fahrautomaten?«, sagte sie.

Ich lachte.

»Da sagst du was«, erwiderte ich. »Gibt es den noch?«

Sie reichte mir das Geld, ich legte die letzten Waren in die Tüte, sagte Tschüss und ging hinaus. Aus der Telefonzelle rief ich Dag an, um zu hören, ob er Lust hatte, vorbeizuschauen. Das hatte er.

Ich stellte die Biere und die Cola in den Kühlschrank, legte die Snacks in den Schrank, ging zum Klo, um zu scheißen, aber die Tür war abgeschlossen, so dass ich ins Wohnzimmer ging und so lange den Fernseher einschaltete. Sie sendeten nur Trabrennen, weshalb ich ihn wieder ausschaltete, mich ans Fenster stellte und hinaussah. Drei ungewöhnlich große Krähen stan-

den in einiger Entfernung auf dem Feld. Aber waren das überhaupt Krähen? Sie waren ganz schwarz, an ihnen war nichts grau. Solche hatte ich hier noch nie gesehen. Hatten sie sich hierher verirrt? Und wenn ja, woher?

Hinter mir klingelte das Telefon. Ich drehte mich um und hob ab. Es war Evert, Mutters Bruder. Wir wechselten ein paar Worte, dann fragte er nach ihr. Ich bat ihn, kurz zu warten, ließ den Hörer sinken und hielt die Hand auf die Sprechmuschel.

»Mama!«, rief ich. »Telefon! Evert! Kannst du rangehen oder soll ich ihn bitten zu warten?«

»Ich komme!«, rief sie aus dem Bad. Ich hielt den Hörer wieder ans Ohr.

»Sie kommt«, sagte ich. »Wir sprechen uns.«

»Ja, mach's gut, Syvert. Danke.«

Im selben Moment betrat Mutter das Zimmer. Ich reichte ihr den Hörer und ging auf die Toilette.

Es war Blut im Waschbecken. Ein Streifen rotes Blut die weiße Porzellanschräge hinunter und ein paar halb aufgelöste Tropfen in dem feuchten Metallsieb über dem Abfluss.

Ich betrachtete es einige Sekunden, und es war, als erstarrte alles in mir. Dann drehte ich den Hahn auf und spülte es weg. Es war mit Sicherheit nichts Ernstes, sonst hätte sie es nicht einfach so vergessen. Wahrscheinlich hatte sie Nasenbluten oder so etwas gehabt.

Und es hatte nichts mit Joars Traum zu tun.

Was für ein bescheuerter Gedanke.

Als ich wieder herauskam, saß sie im Sessel und las in *Hjemmet*. Sie schaute zu mir auf und lächelte. Alles im grünen Bereich.

»Dag kommt vorbei«, sagte ich.

»Schön«, sagte sie.

Samstags hatten wir jahrelang gemeinsam das Totospiel aus der englischen Liga gesehen. Jetzt war die Saison vorbei, weil an diesem Wochenende der norwegische Fußball begann, deshalb hörten wir stattdessen einen der lokalen Radiosender, bei dem regelmäßig die Ergebnisse durchgegeben wurden. Lange sah es so aus, als würde ich zehn richtige haben, aber wie so oft klappte es dann doch nicht, wegen der letzten Viertelstunde, in der ganze drei Mannschaften Tore schossen, wodurch ich am Ende sieben richtig hatte. Dag hatte fünf.

»Gut gemacht«, sagte ich. »Es ist mindestens genauso schwierig, fünf richtig zu haben, wie elf hinzubekommen.«

»Unsinn, das stimmt doch gar nicht«, erwiderte er. »Fünf richtige entsprechen sieben, was den Schwierigkeitsgrad angeht. Einmal richtig zu tippen ist das Gleiche wie elf.«

»Das kann nicht sein«, sagte ich. »Es muss doch viel schwerer sein, null zu haben als zwölf?«

»Nein, warum sollte es schwerer sein?«

»Das ist nur so ein Gefühl. Es ist doch unmöglich, null Treffer zu landen! Kennst du jemanden, der mal null hatte?«

»Nein«, sagte er.

»Aber du kennst jemanden, der zwölf richtige hatte?«

»Ja. Mein Vater zum Beispiel.«

»Siehst du.«

»Was sehe ich? Es gibt doch keinen, der bewusst falsch tippt. Es gibt bestimmt viele, die null Richtige haben, wenn du die mehrfach Angekreuzten abziehst, aber das checkt ja keiner.«

»Die Toten«, sagte ich.

»Was?«, sagte er.

»Die Toten tippen bestimmt negativ.«

»Du glaubst, dass sie sich das Totospiel ansehen?«

»Ja. Oder Leips ... ot ... ot, wie es bei ihnen heißt.«

»Arruh! Arruh! Rot! Rot«, sagte Dag.

Ich lachte, ging zum Kühlschrank und holte mir noch ein Bier. Dag, der mit dem Auto da war, trank nicht. So gesehen ist es eigentlich nicht so gut, dass ich schon mein viertes trinke, dachte ich, als ich die schlanke und kühle Flasche in der einen Hand hielt, mit der anderen die Tür unter dem Waschbecken öffnete und den Verschluss in den Müll warf.

»Ich mache aus, okay?«, sagte Dag aus dem Wohnzimmer.

»Klar«, sagte ich, ging zu ihm hinein, nahm mir eine Handvoll Chips und setzte mich.

»Als ich klein war, habe ich geglaubt, die Buchstaben auf den Krankenwagen, du weißt schon, vorne auf der Kühlerhaube, die spiegelverkehrten, wären für die Toten gedacht.«

»Das hast du geglaubt?«, sagte er.

»Ja, ich konnte einfach nicht begreifen, warum sie spiegelverkehrt waren. Schließlich kann keiner spiegelverkehrt lesen. Erst als ich selbst den Lappen hatte und eines Tages ein Krankenwagen hinter mir war, habe ich den eigentlichen Grund begriffen.«

»Ist das wahr?«

»Ja, natürlich. So seltsam ist das jetzt nun auch wieder nicht, oder?«

»Vielleicht nicht. Aber du hast nicht geglaubt, dass die Schrift für die Toten war, bis du den Lappen hattest?«

»Nicht doch. Nein, nein.«

»Ich sollte wohl lieber still sein«, sagte Dag. »Als ich klein war, hat meine Oma mir erzählt, dass die Schwalben im Winter auf dem Grund der Seen schlafen. Das habe ich echt lange geglaubt. Mindestens bis zur Mittelstufe.«

Ich stand auf und ging zum Regal an der Wand, suchte zwischen den Kassetten, die dort lagen, legte eine ein und drückte auf *Play*.

»Und was machst du heute Abend?«, fragte ich.

»Ich glaube, ich bleibe zu Hause.«

»Ich auch.

»Danach sieht es eigentlich nicht aus.«

»Das waren nur ein paar Biere zum Fußball«, sagte ich.

»Ich denke, ich haue jetzt auch mal ab«, sagte er. »Meine Mutter macht heute Abend Pizza. Ich habe ihr versprochen, da zu sein.«

»Okay«, sagte ich.

»Schau im Büro vorbei, wenn du in der Stadt bist«, meinte er und stand auf.

»Mach ich«, sagte ich.

Er ging in den Flur, ich folgte ihm mit der Flasche in der Hand.

»Ich habe nichts dagegen, interviewt zu werden«, sagte ich.

Er sah mich an, während er seinen Arm in den Ärmel der Regenjacke schob.

»Dazu, wie es ist, arbeitslos zu sein?«

»Ja.«

»Du machst es! Super!«

»Unter einer Bedingung.«

»Ja?«

»Ihr dürft mich nicht wie jemanden darstellen, der nicht zu recht kommt und mit dem man Mitleid haben muss.«

»Selbstverständlich«, sagte er. »Dann kommst du Montag vorbei? Damit wir das besprechen können?«

»Okay«, sagte ich.

Vom Wohnzimmerfenster aus sah ich, wie sein Auto auf der Schotterstraße kleiner wurde, ehe es auf die Hauptstraße bog und verschwand.

Ich ging in den Flur, die Treppe hinauf und in mein Zimmer. Der Rausch war eine Art Währung; ihn an diesem Punkt zu stoppen, hieß, Geld zum Fenster hinauszuerwerfen. Anderer-

seits war es auch nicht so toll, betrunken allein zu Hause zu hocken. Ich blätterte die Platten durch, stand am Fenster und sah hinaus, beschloss, bei Joars Freund anzurufen, ging nach unten und wählte die Nummer, die Mutter auf die Liste geschrieben hatte, die über dem Telefentischchen an der Wand hing. Die Mutter ging an den Apparat, ich stellte mich vor, sie holte Joar. Ob er später nach Hause kommen oder dort übernachten wolle? Nein, er komme nach Hause. Aber es könne spät werden. Warum ich fragte? Ach, nur so. Du willst ausgehen, fragte er, der Klugscheißer. Wäre vielleicht keine schlechte Idee, sagte ich. Das kannst du doch, sagte er. Ich kann auf mich selbst aufpassen. Das weiß ich, sagte ich. Aber ich habe es Mama versprochen. Ach was, sagte er. Das geht schon in Ordnung. Hau ab. Sicher? Sicher.

Als ich aus der Tür trat, regnete es kräftig. Ich schloss ab, legte den Schlüssel unter die Türmatte und ging die Straße hinunter, auf der die großen Regentropfen in den vielen Pfützen fast wie Granaten kleine Säulen aus Wasser hochspritzen ließen. Sie knatterten auf der Kapuze, die ich um den Kopf geschnürt hatte. Ich hatte niemanden angerufen – und das, allein in die Stadt zu gehen, ohne eine Verabredung, hatte ich noch nie getan. Aber wenn wider Erwarten keine Bekannten zu finden sein würden, konnte ich einfach wieder nach Hause fahren – auch gut, da Mutter dann nichts an mir auszusetzen haben würde.

Zehn Minuten stand ich an der verwaisten Haltestelle, bis der Bus kam. Die hintersten Sitzreihen waren von einer Clique Sechzehnjähriger besetzt, ich nickte ihnen zu und setzte mich, zog den Walkman aus der Tasche, entwirrte das Kabel, setzte den Kopfhörer auf und schaltete an. Auf der einen Seite war Led Zeppelins *Physical Graffiti*, auf der anderen Van Halens *Fair Warning*. Der Bus hielt stadteinwärts an fast allen Halte-

stellen, aber keiner, den ich außer dem Namen und Aussehen nach kannte, stieg ein. Das war nicht weiter verwunderlich, es war erst acht, die meisten tranken bestimmt noch zu Hause.

Ich stieg am Busbahnhof aus und folgte dem Kai. Das schwarze Wasser wurde in einem Feld von etwa zehn Metern von den Lichtern der vielen Laternen in dem Gebiet beleuchtet, überall durchbrochen von Regentropfen. Jenseits davon wuchs das schwarze Wasser mit dem nun fast völlig schwarzen Himmel zusammen. Der Rausch verflüchtigte sich allmählich, und ich überlegte kurz, ob ich den Bus zurück nehmen sollte, denn was machte ich hier eigentlich. Aber dann würde mit Sicherheit nichts passieren. Und ich wollte, dass etwas passierte. Es war mir fast egal, was.

Vor mir fuhr ein Auto die beleuchtete Rampe hinunter, die in das Parkhaus unter dem Hotel führte. Ein anderer Wagen stand an den Zapfsäulen der Tankstelle, es war ein Mazda, der wahrscheinlich aus meiner Gegend kam, denn an seiner Antenne hing ein Fuchsschwanz. Den Typen, der tankte, er war Anfang zwanzig und hatte Jeansjacke, Jeans und hölzerne Clogs an, hatte ich allerdings noch nie gesehen. Als ich vorbeiging, warf er einen Blick auf mich, völlig teilnahmslos. Auf dem Beifahrersitz saß ein langhaariges, blondes Mädchen in einer weißen Steppjacke, und sie hatte ich schon einmal gesehen, mehrmals sogar, sie kam aus einem der Dörfer, die ein ganzes Stück das Flusstal hinauf lagen. Außer Sichtweite des Holzschuhmanns, lächelte ich ihr zu. Langsam und überlegen drehte sie den Kopf weg.

In der Bar hinter dem Restaurant saßen etwa zwanzig Leute, die meisten Männer. Ich ließ mich auf einem Barhocker am Ende der langen Theke nieder und bestellte einen Cuba Libre.

»Du hast also auch etwas gegen die Amis?«, sagte der Mann,

der neben mir saß, dem Dialekt nach ein Südostnorweger in Anzug und Krawatte, dessen Bauch auf die Oberschenkel hing.

Mir fiel keine schlagfertige Erwiderung ein, deshalb lächelte ich ihm nur kurz zu, zog einen Hunderter aus der Tasche und legte ihn auf die Theke, als der Barkeeper den Drink vor mich stellte.

»Ja-a, du«, sagte der fette Mann. »Ich selbst komme aus Elverum. Die Schweden denken, ich meine damit ein großes Haus.«

Ich sah ihn an.

»Elleve rum, elf Zimmer, verstehst du.«

Er lachte kurz. Die Wangen hingen zu beiden Seiten seines Munds herab, die Augen waren klein und schmal, sozusagen abgedichtet mit Fett. Aber er war gut gelaunt.

»Bist du aus der Stadt?«, fragte er.

Ich nickte und ließ den Blick durch den Raum schweifen, um zu sehen, ob es bekannte Gesichter gab.

»Eigentlich komme ich gar nicht aus Elverum. Das habe ich nur wegen des Witzes gesagt. Ich wohne in Drammen. Darüber könnte ich bestimmt auch einen Witz machen. Aber das ist selbst mir zu billig. Bist du mal da gewesen?«

»Auf dem Bahnhof«, sagte ich.

»Ja, so geht es den meisten. Nach Drammen kommt man nur auf der Durchreise.«

Es gab freie Stühle, aber keinen freien Tisch. Ich dachte darüber nach, mich trotzdem an einen zu setzen, um ihn loszuwerden. Draußen glänzte der Asphalt im Licht der Straßenlaternen. Die Autos, die vorbeiglichen, taten es mit Scheibenwischern, die auf den Windschutzscheiben hin- und herfuhrten. Ab und zu gingen Leute auf dem Bürgersteig vorbei, die meisten mit Regenschirmen wie kleine japanische Dächer über sich. Wirklich alle schauten herein, wenn sie vorbeikamen.

Er zündete sich eine Zigarette an, hielt die Schachtel fragend vor mir hoch, ich schüttelte den Kopf, der Barkeeper stellte ihm einen Aschenbecher hin.

»Und was tut sich in dieser Stadt an einem Samstagabend?«, fragte er.

»Nichts Besonderes«, sagte ich.

»Nicht?«, sagte er und sah mich mit gehobenen Augenbrauen an.

»Nein«, sagte ich.

»Nein, nein«, sagte er.

Ich stellte das leere Glas vor mir ab, sah zum Barkeeper hinüber und hob einen Finger. War er schwul oder suchte er nur meine Gesellschaft? Schwer zu sagen, aber eins wusste ich, dass ich keine Lust hatte, so lange sitzen zu bleiben, bis ich es herausgefunden hatte. Als mein Drink kam, leerte ich ihn in zwei, drei Schlucken, stand auf und ging in den Regen hinaus, das Blut glühte vom Alkohol. Zwei Häuserblocks weiter gab es ein neues Lokal, erinnerte ich mich, es lag in einem Keller. Ich war nie dort gewesen, Dag hatte mir davon erzählt, als ich das letzte Mal zu Hause gewesen war. Kein anderer, den ich kannte, ging dorthin, jedenfalls nicht, soweit ich wusste, und ich war auch nicht neugierig darauf gewesen, bis jetzt, als ich meine Schritte dorthin lenkte. Ein paar Autos von außerhalb der Stadt trieben langsam durch die Straßen; das würden sie den ganzen Abend tun, nur unterbrochen von einem Stopp an einer der Tankstellen oder draußen um den Industriekai herum, wo sie sich an den Freitag- und Samstagabenden sammelten.

Als ich zur kreuzenden Fußgängerzone hinaufgekommen war, wo ich nach rechts schwenken wollte, hupte ein Auto und fuhr rechts ran. Es war Gjerts Ascona. Er kurbelte das Fenster an seiner Seite herunter.

»Ja, hallo«, sagte er und sah zu mir hoch, den Ellbogen auf

die Fensterkante gelegt, und die andere Hand am Lenkrad.
»Läufst du hier durch die Gegend?«

»Ja, hallo«, sagte ich und sah das Mädchen an, das, halb im Dunkeln, auf dem Beifahrersitz saß. Lange, dunkle Haare hatte sie und ein blasses, schmales Gesicht. Sie sah nach vorn.

»Ich dachte, ich geh mal in den Keller da«, sagte ich. »Bist du da schon mal gewesen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Und wo wollt ihr hin?«, fragte ich.

»Ach, wir fahren nur ein bisschen in der Gegend herum. Mal sehen. Ich glaube, bei Jarle ist eine Fete, vielleicht schauen wir da vorbei. Kommst du mit?«

»Nein, ich denke, ich gehe später ins ›Sundown‹. Mal sehen, was sich da so tut. Wollt ihr nicht mitkommen? Ich habe keine Lust, schon wieder in einem Partykeller zu hocken.«

Gjert sah mich an und bewegte mit einem leichten Zucken den Kopf, unsichtbar für sie, auf die es meine Aufmerksamkeit lenken sollte. Sie war erst sechzehn, darum ging es, sie kam nirgendwo rein.

»Du hast Bente noch gar nicht begrüßt, oder?«, sagte er.

»Stimmt«, sagte ich.

Sie drehte den Kopf zu mir und deutete ein Lächeln an.

»Hallo«, sagte sie.

»Hallo«, sagte ich und streckte an Gjert vorbei die Hand aus. »Ich bin ein alter Freund von Gjert. Syvert.«

Ihre Hand war kalt, und der Gruß schien ihr fremd zu sein, als wäre es etwas, das sie normalerweise nicht machte, denn ihre Augen füllten sich mit einer Art verlegenem Glanz, und sie schaute an mir vorbei.

»Ja, ja«, sagte Gjert. »Sonst alles okay?«

»Ja, klar«, sagte ich. »Und bei dir?«

»Kann nicht klagen«, sagte er.

»Wir sehen uns«, sagte ich.

»Das tun wir«, erwiderte er und kurbelte die Scheibe hoch, während er den Gang einlegte und ich weiterging.

Als ich in das dunkle Lokal hinunterkam, begriff ich augenblicklich, dass es ein Fehler gewesen war, dorthin zu gehen. Runde Tische mit hohen Barhockern, an denen größtenteils schwarz gekleidete Leute vom gleichen Schlag wie der Typ saßen, den ich im Arbeitsamt gesehen hatte, wie auch immer er hieß, Håvard? Kerzen auf den Tischen, New Wave aus den Boxen. Ich setzte mich trotzdem an die Bar und bestellte ein Bier. Ich hatte es fast halb geleert, als ich entdeckte, dass tatsächlich jemand da war, den ich kannte. Susanne und drei ihrer Freundinnen, sie saßen an einem Tisch in der Ecke. Ich nahm mein Glas und blieb vor ihrem Tisch stehen. Susanne sah hoch.

»Syvert«, sagte sie. »Lange nicht gesehen.«

»Ja«, sagte ich. »Sechzehn Monate, um genau zu sein. Ich war beim Militär. Kann ich mich kurz zu euch setzen? Ich gehe gleich.«

Sie sah sehr gut aus an dem Abend. Schwarze Lederjacke, dunkle Haare, leuchtend rote Lippen. Und etwas Schwarzes um die Augen.

»Kannst du«, sagte sie.

Ich setzte mich auf den freien Stuhl neben ihr.

»Seid ihr oft hier?«, fragte ich. »Guter Schuppen. Ich bin hier noch nie gewesen.«

»Ab und zu«, sagte Susanne.

»Eigentlich ziemlich oft!«, meinte einer ihrer Freundinnen.

»Hier gehen wir meistens hin«, sagte eine der anderen.

Susanne griff nach der Zigarettenschachtel auf dem Tisch, und ihr Oberarm berührte meinen. Ich sah sie an, sie schaute auf die Schachtel, die sie im selben Moment öffnete, und als sie

die Zigarette anzündete, war ihr Blick auf einen Punkt mitten im Raum gerichtet. Ein Zucken lief durch ihre Oberlippe, und dann noch eins, ehe ihre Lippen sich fest um den Filter schlossen, als sie den Rauch einsog.

»Willst du hier in der Stadt wohnen?«, fragte sie.

»Weiß nicht«, sagte ich. »Denke schon. Ist genauso gut wie anderswo.«

»Das ist es auf gar keinen Fall!«, sagte sie und lächelte. Es war kein freundliches Lächeln, aber ich begriff, dass ihre Ironie nicht gegen mich gerichtet war.

»Du hast dich verändert«, sagte ich. »Ich habe dich so lange nicht gesehen.«

»Wir sind keine Teenager mehr«, sagte sie. »Das stimmt.«

»Ich schon«, sagte ich und lachte.

»Ja, du«, sagte sie.

»Aber nicht mehr lange. Im Oktober habe ich Geburtstag.«

»Was du nicht sagst.«

Diesmal richtete sich ihre Ironie gegen mich.

»Ja, das sage ich«, erwiderte ich. »Und wann hast du Geburtstag?«

»Warum fragst du?«

»Routinefrage.«

»Syvert ging in der Grundschule in die Klasse unter mir«, sagte sie.

»Und in der Gesamtschule. Und auf dem Gymnasium«, ergänzte ich.

»Ich bin Schütze«, sagte Susanne.

»Das sagt mir nichts«, erwiderte ich und trank einen Schluck Bier.

»Schützen sind rastlos«, erklärte eine der anderen. »Sie wollen reisen.«

»Glaubt ihr an diesen Unsinn?«, fragte ich.

»Was mich angeht, stimmt es jedenfalls«, sagte Susanne.

»Und warum sitzt du dann hier?«

Sie warf mir einen flüchtigen Blick zu.

»Schlimm, wie aufdringlich du geworden bist.«

»Nun komm schon, wir unterhalten uns doch nur ein bisschen!«, sagte ich. »Aber ich muss sowieso weiter. Ich bin gleich mit ein paar anderen im ›Sundown‹ verabredet.«

Ich stand auf, trank den letzten Schluck Bier, stellte das Glas auf dem Tisch ab, sagte bis bald, ging hinaus und durch die regennassen Straßen zur Diskothek hinunter. Die Schlange davor war so kurz, dass ich zehn Minuten später drinnen war. Ich stellte mich an die Bar, bestellte einen Gin-Tonic und sah mich gleichzeitig nach Bekannten um. Ich dachte, dass Branntwein und Feuerwasser treffende Namen sind, denn wenn der Rausch eine Weile vor sich hin glimmt, geschieht es so, wie eine Flamme in einem Ofen kleiner wird, wenn das Brennholz darin glüht und noch Stunden später wieder aufflammt, sobald man ein neues Scheit hineinwirft. Das war das Gefühl.

Kein Bekannter zu sehen.

Ich setzte mich auf einen der Barhocker, halb abgewandt von der Theke, um den Teil des Lokals im Auge zu behalten, in dem Leute hereinkamen, und bestellte mir noch einen Drink. Diskret zählte ich das Geld im Portemonnaie, das besorgniserregend schnell weniger geworden war. Dreihundert und etwas mehr war alles, was ich noch hatte.

Ich hatte das Blut im Waschbecken so deutlich vor Augen, dass ich für Sekunden das Gefühl hatte, dort zu sein. Es besteht kein Grund zur Sorge, kurz danach ist sie wie immer gewesen, sogar gut gelaunt, dachte ich und ließ den Blick langsam durch das Lokal gleiten, das von Wand zu Wand mit Teppichen bedeckt war, außer auf der Tanzfläche, die noch leer und verlassen am anderen Ende lag, beleuchtet von wech-

selnden Farben, und gelegentlich, jede halbe Stunde vielleicht, von Stroboskoplicht bombardiert wurde, das alle Bewegungen zuckend und zusammenhangslos machte wie in einem alten Stummfilm.

»Love me bartender«, sagte eine Stimme direkt neben mir.
»Love me true.«

Ich drehte mich um. Der fette Mann aus der Hotelbar lächelte und hielt zum Gruß kurz die Hand an die Stirn.

»Bist du nicht ein bisschen zu alt, um hier abzuhängen?«, fragte ich.

»Jetzt beleidigst du mich aber«, sagte er. »Was denkst du denn, wie alt ich bin?«

»Fünfundfünfzig«, sagte ich.

»Ich bin dreiundvierzig«, erwiderte er.

»Das war jetzt ja nicht so weit daneben.«

»Mein Vater ist fünfundfünfzig.«

»Dann war er zwölf, als er dich bekam?«

»Ja, genau. Er war frühreif.«

In dem Moment kamen Keith, Vegard, Karsten, Glenn und Terje herein. Ich blieb sitzen und betrachtete sie, statt aufzustehen und zu ihnen zu gehen, was mein erster Impuls gewesen war. Terje groß und korpulent, Karsten hoch wie ein Turm und kräftig, Glenn klein und hager. Keith selbstsicher und cool mit hochgeschlagenen Jackettärmeln. Vegard wie immer träge in seiner grünen Militärjacke und mit ziemlich langen, schwarzen Haaren. Sie sahen, gelinde gesagt, nicht direkt wie Brüder aus, bildeten aber dennoch eine Einheit. So wie sie Kurs auf einen Tisch am anderen Ende der Tanzfläche nahmen, einvernehmlich, ohne Diskussion, und sich dort niederließen. Das Rastlose an ihnen und das irgendwie Sieges sichere. Das Herumfingern an den Karten, die Haare, Geld, ein kurzer Wortwechsel dazu, wer als Erster bestellen gehen sollte, entschieden binnen

weniger Sekunden, denn schon stand Glenn auf und kam zur Bar. Ja, sie waren wie eine Truppe.

Glenn stellte sich auf die andere Seite des fetten Mannes und sah mich nicht.

»Darf ich meinem südnorwegischen Freund einen Drink ausgeben?«, fragte der fette Mann und nickte in Richtung meines Glases, das leer war.

»Ich habe selbst Geld«, sagte ich. »Danke.«

Glenn drehte den Kopf, vielleicht hatte er meine Stimme erkannt, und ich begegnete seinem Blick.

»Ja, hallo, Syvert«, sagte er.

»Ja, hallo«, sagte ich.

»Mit wem bist du hier?«, sagte er.

»Ich bin allein«, antwortete ich.

»Allein?«, sagte er und sah mich fragend an, während der Barkeeper herüberkam und er bestellte. Fünf große Bier und fünf Jägermeister.

»Ja«, sagte ich. »Hab zu Hause gegessen und mich gelangweilt.«

»Warum hast du nicht angerufen? Wir waren bei Vegard.«

»Es war ganz spontan«, sagte ich.

Der Barkeeper stellte ein Tablett vor ihm ab und begann, Bier in zwei Gläser zu zapfen.

»Ja, ja«, sagte Glenn. »Wir sitzen jedenfalls da hinten.«

»Das sehe ich«, sagte ich. »Ich komme gleich zu euch. Sind andere unterwegs, die wir kennen?«

Er zuckte mit den Schultern. Der Barkeeper stellte die ersten beiden Biere auf das Tablett.

»Was trinkst du?«, fragte Glenn.

»Gin-Tonic«, sagte ich.

»Er hat Angst vor Malaria«, meinte der fette Mann und lachte. »Schließlich sind wir hier tief im Süden.«

Glenn warf mir einen fragenden Blick zu. Ich deutete ein Schulterzucken an.

»Das wisst ihr doch sicher, dass die Engländer den Drink erfunden haben, um sich in den Tropen vor Malaria zu schützen? Tonic enthält Chinin. Eine ebenso gute Entschuldigung, um zu trinken, wie jede andere.«

Der Barkeeper stellte zwei weitere Biere auf das Tablett. An einem Tisch nur einen Meter entfernt entdeckte ich ein bekanntes Gesicht. Im ersten Moment konnte ich es nicht einordnen. Dann fiel es mir wieder ein. Es war die Frau, die bei der Zeitung am Empfang arbeitete. Wie hieß sie noch? Dag hatte es mir gesagt.

Marianne. So hieß sie.

»Es geht doch nichts über einen Jägermeister nach einem langen Tag auf der Jagd«, sagte der fette Mann. »Ist es gestattet zu fragen, was ihr heute geschossen habt?«

»Jetzt hör aber auf«, sagte ich. »Das ist nicht witzig.«

»Ich komme nicht umsonst aus Drammen«, sagte er. »Barwitze sind meine Spezialität.«

Glenn nahm das Tablett mit Getränken und trug es zum Tisch. Ich lächelte Marianne zu, aber sie bemerkte es nicht oder übersah mich geflissentlich. Hinten am Tisch blickten dagegen alle plötzlich in meine Richtung, und ich hörte innerlich Glenns Stimme. Syvert sitzt mit einem fetten Schwulen allein an der Bar.

Es wurde Zeit weiterzukommen.

Ich stand auf und ging zu dem Tisch, an dem Marianne saß.

»Hallo«, sagte ich. »Du arbeitest bei der Zeitung am Empfang, stimmt's? Ich war gestern da und habe dich wiedererkannt.«

»Ich kann mich schwach erinnern«, sagte sie.

»Du hast nicht zufällig Dag gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Sollte er hier sein?«

»Nein, ich glaube nicht«, sagte ich. »Eigentlich wollte ich nur Hallo sagen.«

»Ja, hallo-hallo«, sagte sie.

Ich lächelte, ging zu den anderen und setzte mich.

»Was war das denn für ein Depp?«, sagte Glenn.

»Tja, also *ich* kenne ihn nicht, falls du das denkst«, antwortete ich. »Er saß einfach da, als ich gekommen bin.«

Als die Diskothek zumachte, blieben wir eine Weile draußen stehen und versuchten zu organisieren, wie wir weiterfeiern konnten. Glenns Vater verfügte über eine Wohnung in einem der Häuser an den Kais, das hieß, eigentlich gehörte sie seiner Gewerkschaft, aber er hatte einen Schlüssel, den Glenn sich geliehen hatte. Keiner von uns hatte vorher davon gehört, aber es schien eine gute Idee zu sein, wenn es uns gelang, auch ein paar Frauen zu finden, und als ich Marianne sah, die mir inzwischen wie eine alte Bekannte vorkam und die gerade die Straße überquerte und aufwärts ging, zögerte ich nicht, sondern lief ihr hinterher, in meinem Kopf war alles sozusagen hell erleuchtet und strahlte, und legte eine Hand auf ihre Schulter.

»Hallo, Marianne«, sagte ich. »Wir wollen noch weiterfeiern. Kommst du mit?«

»Ganz sicher nicht«, sagte sie.

»Ach, komm schon! Das wird lustig!«

Sie schüttelte mit verkniffenen Lippen den Kopf und ging weiter.

»Okay, okay, wenn du meinst«, sagte ich und wandte mich von ihr ab, hörte sie hinter mir weiter den Hügel hinaufgehen, während ich zu der Menschenmenge vor der Diskothek hinübersah, die bereits kleiner geworden war. Susanne und die drei

anderen Mädchen standen vor Glenn und Keith, offenbar verhandelten sie. Ein Stück weiter, vor dem Kino, stand ein anderes Mädchen, das mir bekannt vorkam, aber ich konnte sie einfach nicht einordnen. Langsam ging ich zu ihr hin.

»Stehst du hier alleine herum?«, fragte ich.

Sie wandte mir das Gesicht zu. Es war das Mädchen von der Tankstelle.

»Und was geht dich das an?«, sagte sie und drehte sich wieder von mir weg, ihr Blick war auf ein Kinoplakat gerichtet.

»Wir wollen ganz in der Nähe noch mit einer Menge Leute weiterfeiern. Hast du Lust mitzukommen?«

Sie schüttelte den Kopf, ohne die Blickrichtung zu ändern.

»Vielleicht passiert ja etwas Fantastisches«, sagte ich. »Man kann nie wissen. Vielleicht passiert etwas, das dein Leben für immer verändert.«

»Und was soll das sein?«, sagte sie. »Dass du mir ein Kind machst? Und ich mich um ein hässliches und quengelndes Blag kümmern muss?«

»Das passiert dir immer, wenn du weiterfeierst?«, sagte ich.

»Nein«, antwortete sie. »Aber das liegt daran, dass ich mir sehr gut überlege, mit wem ich mich abgebe. Hast du mal eine Zigarette?«

Ich rauchte nicht, hatte für Gelegenheiten wie diese aber immer eine Schachtel in der Jacke. Also klopfte ich mit den Händen auf die Taschen, holte die Schachtel Marlboro heraus und gab sie ihr. Aus den Augenwinkeln sah ich, dass sich jemand aus der Menge löste und auf uns zukam. Ich drehte mich um, es war der Typ mit der Jeansjacke und den hölzernen Clogs.

Er blieb vor mir stehen.

»Baggerst du meine Freundin an?«, sagte er.

»Nein«, sagte ich. »Sie hat mich gefragt, ob ich eine Zigarette habe.«

»Er hat mich eingeladen, mit ihm weiterzufeiern«, sagte sie und zündete sich die Zigarette an.

»So, so, das hast du also getan«, sagte er. Er trat einen Schritt näher und stand plötzlich ganz dicht vor mir.

»Immer mit der Ruhe«, sagte ich. »Ich habe nicht gewusst, dass sie mit jemandem zusammen ist.«

»Er hat gesagt, er würde fantastische Sachen mit mir machen«, sagte sie, blies den Rauch aus und starrte mich dabei unverwandt an, als wollte sie sehen, welche Wirkung ihre Worte zeigten.

»So, so, das hast du also gesagt«, meinte er.

»Nein«, erwiderte ich. »Das habe ich nicht gesagt.«

»Willst du damit sagen, dass meine Freundin lügt?«, fragte er und packte meine Jacke mit beiden Händen.

Ich wurde wütend.

»Verdammt, was seid ihr eigentlich für Idioten?«

Er schob mich hart gegen das Fenster.

»Und was für Schuhe hast du da eigentlich an?«, sagte ich.

»Ziehst du die Dinger an, weil du nicht gelernt hast, dir die Schuhe zuzubinden, oder findest du die etwa schön?«

Seine Freundin lachte.

Dann versetzte er mir einen Kopfstoß

Es passierte völlig unerwartet, und im ersten Moment begriff ich nicht, was los war. Plötzlich lag ich mit einem warmen Gefühl im Körper auf der Erde, als hätte ich etwas Gutes erlebt. Als wäre endlich eine Eiterbeule geplatzt, und diese Beule wäre ich gewesen.

Dann wurde sachte alles schärfer und unangenehmer. Ein stechender Schmerz strahlte von der Nasenwurzel aus. Ich tastete mit der Hand, und sie wurde blutig. Die andere Hand tat weh; ich hatte mir eine Schürfwunde zugezogen. Die Hose war nass von dem vielen Regenwasser auf dem Bürgersteig.

Glenn und Karsten standen vor mir.

»Was zum Teufel hat er getan?«, fragte Glenn. »Hat er dich mit dem Kopf gerammt?«

»Sieht ganz so aus«, sagte ich und kam mit meiner Hand auf der Nase wieder auf die Beine.

»Lass mal sehen«, sagte Glenn.

Ich nahm sie weg.

»Oh je«, sagte er. »Die ist schief!«

»Oh nein«, sagte ich. »Und dabei hatte ich so eine schöne Nase.«

»Sollen wir dich in die Ambulanz bringen?«, fragte Karsten.

»Können wir machen.«

»Nein, feiert ruhig weiter«, sagte ich. »Mir geht es gut.«

»Du musst dich wenigstens ein bisschen waschen«, sagte Glenn. »Komm, wir gehen zur Tanke.«

Sie begleiteten mich zu der Tankstelle um die Ecke, warteten zwischen den Regalen, während ich mir das Blut abwusch, lächelten, als ich wieder zu ihnen kam.

»Sieh einer an«, sagte Karsten. »Ein neuer Mensch.«

»Bist du sicher, dass du nicht in die Ambulanz willst?«, fragte Glenn. »Sieht sie nicht gebrochen aus?«

»Ich glaube nicht, dass sie gebrochen ist«, sagte ich. »Tut nur ganz schön weh.«

»Warum hat er das gemacht?«, fragte Karsten. »Hast du ihn provoziert?«

»Ein bisschen vielleicht«, sagte ich und grinste.

»Du hattest immer schon eine große Klappe«, sagte Glenn.

»Wurde Zeit, dass dich mal jemand zurechtstaucht.«

»Meine Mama hat immer gesagt, dass ich nicht mit Fremden reden darf. Jetzt weiß ich, warum«, sagte ich. »Aber nun geht schon. Ich fahre nach Hause.«

»Sicher?«

»Ja, verdammt. Wir sehen uns!«

Ich konnte es mir eigentlich nicht leisten, ein Taxi zu nehmen, aber das ist eine Ausnahmesituation, sagte ich mir, als ich zum Taxistand am Busbahnhof ging.

Ich war von einem seltsamen Gefühl erfüllt. Als ginge nichts von dem, was vorgefallen war, mich irgendetwas an. Fast so, als wäre es einem anderen zugestoßen. Auch bei dem, was ich um mich herum sah, die mächtige Fähre, die am Kai lag, die Busse, die dort geparkt standen, die Autos, die im Regen vorbeifuhren, fiel es mir schwer, sie mit mir in Verbindung zu bringen.

Es war fast so, als wären all diese Dinge Kulissen in einem Film, und als läge die eigentliche Welt hinter ihnen.

Ich nickte dem Fahrer im ersten Taxi zu, er nickte hinter der Scheibe zurück, faltete die Zeitung zusammen und richtete den Sitz auf, und ich öffnete die Tür und stieg ein.

»Nach Vindsland«, sagte ich. »Wissen Sie, wo das ist?«

»Ja, klar«, sagte er. »Aber können Sie sich das auch leisten? Sie wissen ja, dass jetzt Wochenend- und Nachtzuschlag dazu kommen.«

»Kein Problem«, erwiderte ich und mochte das Gefühl, das die Worte mir einflößten, jemand zu sein, der sich leisten konnte, was immer es war.

Als wir aus der Stadt hinausfuhren, hörte er das Wunschkonzert. Die Musik konnte man ziemlich vergessen, erst lief *Forever young* und danach *I won't let the sun go down on me*, aber die Moderatorin hatte eine sexy Stimme, und ich stellte mir vor, wie sie aussah, während ich in die Dunkelheit und auf die Wand aus Bäumen starrte, die steil an den Hügeln aufstieg oder sich zum Meer öffnete.

Rote Haare, weiße Haut, warme Augen, frecher Mund.

Nein, das war die Frau aus dem Vorabendprogramm.

Versuch es nochmal.

Schwarze Haare, ein etwas fülliges Gesicht vielleicht, blaue Augen.

Das Nachtradio hatte sein Studio oben in Trondheim, war es nicht so?

Konnte genauso gut dorthin ziehen wie an irgendeinen anderen Ort.

Nicht dass ich gewusst hätte, was ich da tun sollte.

Besser zu warten und zu schauen, ob sich hier etwas auftat. Musste ohnehin nichts anfangen, bevor es Herbst wurde.

Was für ein Idiot, dachte ich und legte die Hand auf das Nasenbein, ruckelte vorsichtig daran. Sie war nicht gebrochen, sonst wäre sie doch sicher lose, oder?

Mir wegen so einer Lappalie einen Kopfstoß zu versetzen.

Als ob ich mit seiner Freundin abhauen könnte.

Wir fuhren am Slalomhang vorbei. Die Sitze des Sessellifts hingen regungslos an den Stahlseilen den Berg hinauf. Es wäre unmöglich, sich vorzustellen, was das ist, wenn man es nur jetzt sehen würde, dachte ich, und nicht wüsste, was Schnee ist. Ein Kahlschlag vielleicht. Aber was war mit dem Sessellift? Um Holzklötze damit zu transportieren?

In den letzten zwanzig Minuten saß ich nur noch dösend da und dachte an nichts. Dann fuhren wir über die kleine Brücke, und ich lehnte mich vor.

»Sie können mich an der Bushaltestelle da vorn rauslassen«, sagte ich. »Okay?«

»Geht in Ordnung«, sagte er und blinkte.

Es war denkbar, dass Mutter noch auf war, und sie sollte nicht wissen, dass ich ein Taxi genommen hatte. Und auf den zusätzlichen hundert Metern im Regen würde mein Kopf vielleicht ein wenig klarer werden.

Ich bezahlte, dankte ihm für die Fahrt und ging los, während er wendete und zurückfuhr.

»Wo bist du gewesen?«, rief Mutter aus der Küche, sobald ich die Tür öffnete.

»Hier und da«, sagte ich und hängte die klatschnasse Jacke auf.

»Als ich nach Hause gekommen bin, ist Joar allein gewesen«, sagte sie und stand im Türrahmen. »Ich dachte, du hättest mir versprochen, auf ihn aufzupassen?«

»Wollte er nicht bei seinem Freund übernachten?«, erwiderte ich und begegnete ihrem Blick.

Sie sah nicht erfreut aus.

»Es passte ihnen nicht. Das hättest du klären sollen, bevor du gegangen bist.«

»Tut mir leid. Aber er ist ja schon groß.«

»Er fürchtet sich im Dunkeln. Das will er dir nur nicht sagen.«

Sie seufzte.

»Du kannst nicht einfach herkommen und dich um nichts und niemanden scheren und dein eigenes Leben führen. Ich habe zwei Jobs, damit wir über die Runden kommen. Wenn du hier wohnst, musst du mithelfen.«

»Das weiß ich, Mama«, sagte ich.

»Du bist jetzt zwei Abende hintereinander in der Stadt gewesen.«

»Aber ich bin erst vor zwei Tagen aus dem Militärdienst entlassen worden. Es muss ja wohl okay sein, wenn ich mal ein bisschen Dampf ablasse.«

Ich lächelte und begegnete ihrem Blick.

Ihre Augen wurden schmaler.

»Hast du dich geprügelt?«

»Geprügelt, ich? Ach was. Du meinst wegen der Nase? Ich habe mich nach einem hübschen Mädchen umgedreht und bin gegen einen Laternenmast gelaufen.«

»Du steckst doch nicht in Schwierigkeiten, Syvert? Das ist das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann.«

»Jetzt komm aber mal runter, Mama. Es ist alles in Ordnung. Ich werde dir helfen, so gut ich kann. Mir einen Job suchen, wenn es geht. Wenn nicht, gibt es hier genug zu tun. Geh jetzt ins Bett!«

Aber das tat sie nicht, ich hörte sie unten husten, als ich mich auszog, und das Geräusch ihrer Schritte auf der Treppe war nicht zu hören, bevor ich eingeschlafen war. Das sah ihr gar nicht ähnlich, aber die Sorge, die sich deshalb in mir regte, war am nächsten Morgen verschwunden, als alle Probleme und Schwierigkeiten ihre wahre Natur zeigten. Sie gehörten zur Nacht; zu den Stunden der Unklarheit und Vermengung.

Ich bereute lediglich, was ich mit Dag verabredet hatte. Ich begriff nicht, wie ich mich auf etwas so Idiotisches hatte einlassen können. Ich rief ihn tagsüber an, aber er ging nicht an den Apparat, und ich erreichte ihn erst am späten Abend. Da sagte er, dass ich jetzt keinen Rückzieher mehr machen könne, da alles schon besprochen worden sei.

»Das ist ja wohl meine Sache«, sagte ich, wickelte die Telefonschnur um meinen Zeigefinger und sah gleichzeitig gedankenverloren in die Küche, wo Mutter nach dem Abendessen den Tisch abräumte.

»Aber es ist meine Verantwortung«, erwiderte er. »Ich habe die Idee in der Redaktionssitzung vorgestellt, und sie sind darauf angesprungen. Journalist und Fotografin sind startklar. Es sind doch nur noch ein paar Stunden, bis du dich mit ihnen triffst!«

»Kommt das nicht ständig vor, dass Sachen wieder abgeblasen werden?«

»Aber dafür wird man mir die Schuld geben, kapierst du das

nicht? Und du sollst ja auch nur ein paar Fragen beantworten. Das ist echt kein big deal.«

»Das Problem ist, dass ich mich überhaupt nicht als Arbeitslosen sehe«, sagte ich.

Mutter, die inzwischen Wasser ins Spülbecken laufen ließ, um die wenigen Teller und Gläser zu spülen, die wir benutzt hatten, sah mich an. Ich lächelte sie an und drehte mich weg.

»Dann hast du dich gar nicht arbeitslos gemeldet?«, fragte Dag.

»Doch. Aber das habe ich nur getan, weil ich mitten im Semester entlassen worden bin. Ich bin nicht *arbeitslos*.«

Er seufzte.

»Du hast dich arbeitslos gemeldet, bist aber nicht arbeitslos?«

»Du verstehst schon, was ich meine.«

»Ich verstehe, dass du ein Versprechen brechen willst. Das verstehe ich.«

»Okay, okay«, sagte ich. »Ich mache es.«

Am nächsten Morgen nahm ich den Bus in die Stadt und traf mich mit Dag und seinem Kollegen in dem Café am Park. Der Kollege, der aus Sunnmøre stammte, hieß Ove und war Ende zwanzig. Er war groß und schlank mit einem kleinen, ernsten Kopf, der zu allem nickte, was gesagt wurde.

»Dann kommt ihr jetzt ohne mich klar«, erklärte Dag nach einer Weile und stand auf. »Gutes Gelingen. Wir sprechen uns dann später, Syvert.«

»Ist es okay, wenn ich es aufnehme?«, sagte Ove.

»Na klar«, sagte ich.

Er stellte ein Tonbandgerät zwischen uns auf den Tisch und zog einen dicken Notizblock heraus. Die obersten Seiten waren dicht beschrieben.

»Haben Sie so viele Fragen?«, sagte ich.

Er drückte auf *Play* und warf einen Blick auf seine Notizen, ehe er mich ansah.

»Vielleicht fangen Sie damit an zu sagen, wie Sie heißen, und erzählen ein wenig von sich«, sagte er.

»Okay«, sagte ich. »Ich heiße Syvert Løyning, ich bin neunzehn und komme aus Vindslund.«

Er nickte.

»Das ist im Grunde alles«, sagte ich.

»Und Sie sind gerade aus dem Militärdienst entlassen worden, nicht wahr?«

»Richtig.«

»Wo haben Sie Ihren Dienst abgeleistet?«

Auf die Art ging es weiter. Er fragte und hakte nach, ich antwortete, so gut ich konnte. Etwas später kam die Fotografin, eine Frau Mitte dreißig mit heiserer Stimme und einem Palästinenserschal, und wir gingen hinaus, um ein paar Fotos zu machen.

»Können Sie sich auf die Bank da setzen?«, sagte sie und zeigte auf eine Bank in dem kleinen Park.

Ich nickte und setzte mich.

»Wie wäre es, wenn Sie sich an das eine Ende setzen?«, sagte sie. »Und die Beine schließen?«

»So?«, fragte ich.

»Ja, gut! Aber vielleicht noch ein bisschen weiter an den Rand? Und wenn Sie dann dahin sehen? Die Hände im Schoß? Ja, gut! So ist es gut!«

Als ich nach Hause kam, stand das Haus leer. Joar war in der Schule, und Mutter war nach der Arbeit anscheinend noch irgendwohin gefahren. Ich war rastlos und ungeduldig, wollte, dass etwas passierte, aber es passierte natürlich nichts. Das

Interview war ganz gut gelaufen, deswegen konnte es mir also nicht so schwerfallen, Ruhe zu bewahren und mich zu entspannen.

Ich duschte und legte mich hin, um einen der vielen Thriller zu lesen, die in meinem Zimmer noch im Regal standen, *Der Schlüssel zu Rebecca* von Ken Follett, eines meiner Lieblingsbücher. Ich hatte den Roman viele Male gelesen, aber von der Handlung war mir so gut wie nichts in Erinnerung geblieben, wie sich schnell herausstellte.

Auch wenn das Interview gut gelaufen war, hätte ich es nicht geben sollen. Das musste es sein, was mich quälte.

Ich ging zum Schrank und betrachtete meine alten Sachen. Zwei Tüten mit Schulbüchern; was sollte ich mit denen? Dem Stapel von Spielen?

Ganz hinten in der Ecke stand das alte Luftgewehr. Ich hatte es von Onkel Einar und Tante Ida zu meinem zwölften Geburtstag bekommen, mit Sicherheit, weil Vater gerne geschossen hatte und mir wahrscheinlich selbst ein Luftgewehr gekauft hätte, wenn er noch am Leben gewesen wäre.

Es war viele Jahre her, dass ich es benutzt hatte.

Ich holte es heraus, legte es an die Schulter und zielte auf einen Spatzen, der auf einem Ast im Baum vor dem Fenster saß.

Die Doppelmoral. Die Prinzipienlosigkeit. Die Unehrllichkeit mir selbst gegenüber.

Ob es in der Garage noch Zielscheiben gab?

Vielleicht etwas, das Joar Spaß machen würde.

Mit dem Gewehr unter dem Arm ging ich hinaus. Allerdings, ein Stapel leicht gewellter Pappzielscheiben lag auf einem der Querbalken unter der Decke.

Ich stellte eine von ihnen zwischen den beiden Apfelbäumen auf, die eine Art Tor zwischen Garten und Feld bildeten. Da draußen ging nie jemand, und falls wider Erwarten doch

jemand vorbeikommen sollte, würde ich ihn schon von Weitem sehen.

Ich schoss mehrere Male von der Scheunenwand aus, erst im Stehen, dann im Liegen. Es lief gelinde gesagt nicht sonderlich gut; die Hälfte der Schüsse hatten die Scheibe ganz verfehlt, und der Rest waren Treffer außerhalb der Zielscheibe. Ich beschloss weiterzumachen, bis ich wenigstens nicht mehr völlig eingerostet war. Als ich eine neue Zielscheibe aufstellte, hörte ich ein Auto, das in unsere Straße bog, und schlenderte um die Scheune, um Mutter Bescheid zu sagen, wo ich war.

Joar war mit dem Ranzen auf dem Rücken und einer Tragetasche in der Hand auf dem Weg über den Hof, während Mutter zwei Tüten auf der Erde abgestellt hatte, um den Kofferraum zu schließen.

»Wie ich sehe, habt ihr groß eingekauft«, sagte ich.

»Du *schießt?*«, sagte Mutter.

»Ich habe das alte Gewehr im Schrank gefunden. Willst du es mal probieren, Joar?«

Er nickte an der Tür stehend, das Gesicht mir zugewandt.

»Der Junge ist erst zwölf«, sagte Mutter.

»Ich habe es geschenkt bekommen, als ich zwölf war, erinnerst du dich nicht mehr?«, sagte ich und lachte. »Keine Sorge. Es ist nur ein Luftgewehr.«

Ich lehnte es an die Scheunenwand und trug die beiden Tüten ins Haus. Hinterher nahm ich Joar mit hinter die Scheune, so wie Vater es damals mit mir gemacht hatte.

»Du hast noch nie geschossen, oder?«, sagte ich und reichte ihm das Gewehr.

Er schüttelte den Kopf.

»Aber ich weiß, wie es geht.«

Er legte den Kolben an die Schulter, schloss ein Auge und zielte auf die Scheibe.

»Das sieht gut aus«, sagte ich. »Aber solltest du es nicht vorher laden?«

Ich nahm das Gewehr und zeigte ihm den Ladegriff, ehe ich es ihm zurückgab.

»Atme ein paar Mal, und dann atmest du aus, und dann schießt du, während du die Luft anhältst.«

Er tat, was ich gesagt hatte. Legte an, hielt die Luft an und schoss, und schoss wieder, und wieder.

Er sah zu mir auf und lächelte.

»Macht Spaß, was?«, sagte ich. »Wollen wir nachsehen, ob du getroffen hast?«

Das hatte er.

»Acht, sieben und vier.«

»Ist das gut?«

»Das ist sehr gut«, sagte ich. »Anfängerglück, wenn du mich fragst!«

»Wie gut hast du denn getroffen?«

»Darüber reden wir lieber nicht«, sagte ich. »Möchtest du noch eine Runde schießen?«

Er nickte. Ich stellte eine neue Zielscheibe auf und stand neben ihm, während er lud und zielte. Er war wirklich auf den Geschmack gekommen, alles an ihm strahlte Konzentration aus.

»Jetzt schieß auch«, sagte ich.

Er hob das Gewehr langsam höher, während er ausatmete, und mir wurde plötzlich klar, dass er auf den Apfelbaum zielte, in dem ein Rabe saß und uns ansah.

»Du darfst ihn nicht erschießen!«, sagte ich, aber es war zu spät, er drückte ab, und im nächsten Moment plumpste der Vogel auf die Erde. Er drehte sich langsam auf die Seite, wobei die Flügel sich um den Körper falteten.

»Wow!«, rief er. »Ich habe getroffen!«

Ich packte ihn fest am Arm.

»Was zum Teufel machst du denn da?«
»Lass mich los«, sagte er. »Ich will sehen, wo ich ihn getroffen habe.«
»Du schießt nicht zum Spaß Vögel ab.«
»Du bist nicht mein Vater.«
»Aber es ist mein Gewehr«, sagte ich und nahm es ihm ab.
»Jetzt gehen wir rein.«
»Ich will sehen, wo ich getroffen habe«, sagte er.
Er versuchte, sich freizumachen. Ich hielt ihn fest.
»Lass mich los!«, schrie er.
Ich sah vor mir, wie ich ihn ins Haus schleifte, während er bockte und sich wand und brüllte und schrie. Was sollte ich tun, wenn wir hineinkamen, ihn einsperren?
Also ließ ich ihn los.
Er lief zu dem Vogel. Ich ging ihm nach, sah, wie er sich bückte und den Vogel anhob.
»Ich habe ihn in den Kopf getroffen!«, sagte er. »Sieh mal, es ist fast nichts mehr davon da!«
»Jetzt hast du es gesehen«, sagte ich. »Jetzt legst du ihn weg und kommst mit rein.«
Der kleine Kopf war ein einziger Brei aus Blut und Fleischfetzen.
»Er ist noch warm«, sagte er.
»Das liegt daran, dass er vor drei Minuten noch gelebt hat«, sagte ich. »Das wird er nie wieder tun. Er wird *niemals* wieder leben. Verstehst du das?«
»Natürlich«, sagte er und warf den Vogel von sich. »Reicht das oder willst du ihn jetzt auch noch begraben?«

Ich sagte Mutter nicht, was passiert war. Ich wusste, was sie denken würde. Es war meine Schuld gewesen, ich hatte ihn schießen lassen.

Und in gewisser Weise hatte sie damit natürlich recht.

Stattdessen ging ich nach dem Essen in Joars Zimmer, um mit ihm zu reden.

Er saß über seinen Schreibtisch gebeugt und zeichnete.

»Was zeichnest du?«, fragte ich und setzte mich auf die Bettkante.

»Nur mein Zimmer«, sagte er.

»Darf ich mal sehen?«

Er hielt die Zeichnung vor mir hoch. Das Zimmer war bis ins kleinste Detail wiedererkennbar, das Bett, der Schrank, das Bücherregal, sogar die Poster an den Wänden waren zu sehen. Und am Schreibtisch, über ein Blatt gebeugt, hatte er sich selbst gezeichnet, von hinten gesehen.

»Es ist noch nicht fertig«, erklärte er.

»Es sieht echt aus«, sagte ich. »Wenn du groß bist, kannst du Comiczeichner werden.«

Er schnitt eine Grimasse.

»Ist das *diese* Zeichnung, die du im Bild zeichnest?«

»Das kann sie doch nicht sein?«, sagte er und lächelte.

Ich studierte das Bild genauer und sah, dass es so war; die winzig kleine Zeichnung, die er in der Zeichnung gezeichnet hatte, bildete ebenfalls das Zimmer ab.

»Willst du andere sehen?«, fragte er.

»Ja, wenn du sie mir zeigen möchtest.«

Er öffnete die Schublade, nahm einen Stapel heraus und gab sie mir.

Die erste zeigte einen Affen, der zusammengekauert saß und vor sich hin starrte.

Die zweite eine große Krabbe.

Die dritte einen Hubschrauber.

»Mittlerweile bist du richtig gut«, sagte ich. »Das sieht alles total echt aus. Wie kommst du darauf?«

»Ich zeichne meistens nach Bildern. Dann ist es kein Problem, es ähnlich hinzubekommen.«

»Das kann aber nicht jeder. Ich könnte es zum Beispiel nicht.«

»Ich wette, du hast es nie versucht.«

»Das stimmt. Aber du?«

»Wir müssen über den Vogel reden?«, fragte er.

Ich nickte.

»Ich kann ja verstehen, dass es verlockend ist, auf etwas Lebendiges zu schießen statt auf eine Zielscheibe. Das finde ich auch. Aber erstens ist es nicht erlaubt. Und zweitens ist es nicht gut. Dieser Vogel könnte jetzt noch leben.«

»Oder die Katze hätte ihn erlegt«, sagte er. »Die schnappen sich ständig Vögel. Dagegen sagst du auch nichts.«

»Sie folgt ihrem Jagdinstinkt«, sagte ich. »Du kannst denken.«

»Glaubst du, Katzen können nicht denken?«, sagte er.

»Jetzt motz hier nicht rum«, erwiderte ich. »Die Sache ist wichtig. Wenn du dir jemals wieder mein Gewehr ausleihen willst, musst du mir versprechen, niemals auf etwas Lebendiges zu schießen.«

»Was ist, wenn ich den Baum treffe?«

»Joar, reiß dich zusammen.«

»Der Baum ist lebendig.«

»Du weißt genau, was ich meine«, sagte ich und stand auf. »Kannst du mir das bitte versprechen?«

»Du bist *nicht* mein Vater«, sagte er. »Geht das nicht in deinen Kopf?«

Ich seufzte und ging, ohne noch etwas zu sagen. Es hatte keinen Sinn, mit ihm zu diskutieren, er wollte immer das letzte Wort behalten und gab niemals nach. Ein Experte in Haarspalterei war dieser Zwölfjährige.

Auf der Uhr über dem Küchentisch waren es ein paar Minuten vor halb acht. Ich holte die Fußballschuhe, die Tasche und die Plastiktüte des Sportgeschäfts aus der Waschküche und setzte mich ins Wohnzimmer, wo Mutter fernsah.

»Du gehst zum Training?«, fragte sie.

Ich musste mit ihr über Joar sprechen. Seine Haltung. Das musste jetzt angepackt werden, ehe es zu weit ging und zu spät war.

Aber nicht an diesem Abend.

»Unser Premierminister ist gestresst«, sagte ich stattdessen und nickte zum Bildschirm hin, wo Willoch sich in irgendeinem Korridor lächelnd einen Weg durch eine Schar von Journalisten bahnte.

»Aber er lächelt doch«, sagte Mutter. »Vielleicht weiß er etwas, das wir nicht wissen.«

»Je wütender und beleidigter er ist, desto mehr lächelt er«, sagte ich. »Das weiß doch jeder.«

Ich trocknete die Schuhe mit einer alten Socke ab, zog die Schnürsenkel heraus und fädelt andere ein, ehe ich neue Stollen anschraubte und die Schuhe in die Tasche legte.

»So«, sagte ich und lehnte mich im Sessel zurück.

»Der da sieht immer so ängstlich aus, wenn er die Nachrichten liest«, sagte Mutter.

»Bryn? Der Junge ist ja auch noch keiner von den alten Hasen.«

»Was meinst du, wie alt er ist? Dreißig?«

»Ungefähr«, sagte ich. »Findest du nicht auch, dass das ein guter Job für mich wäre?«

»Nachrichtensprecher? Ja, mein Gott. Lesen kannst du jedenfalls.«

Ich lachte.

Und damit zu einer radioaktiven Wolke, die heute über Nor-

wegen, Schweden und Finnland registriert wurde, sagte Bryn und blickte ernst in die Kamera. *Im Süden und Osten Norwegens ist ein Anstieg der natürlichen Radioaktivität um sechzig Prozent gemessen worden, aber es besteht keine Gefahr.*

»Was?«, sagte ich. »Hast du das gehört?«

»Es ist schon den ganzen Tag in den Nachrichten«, sagte Mutter. »Sie sagen, dass es nicht gefährlich ist.«

»Das sagen sie nur so, das ist dir ja wohl klar. Natürlich ist es gefährlich.«

Es stellte sich heraus, dass man die Wolke am Vormittag über einem schwedischen Atomkraftwerk entdeckt hatte. Anfangs hatte man geglaubt, es gebe eine undichte Stelle, als so hohe Werte gemessen wurden, dann aber begriffen, dass der Ursprung woanders liegen musste.

Über Oslo und Ostnorwegen hing heute leichter Nebel, sagte der Reporter, wozu ein Bild einer in Nebel gehüllten Hauptstadt gezeigt wurde. Der Dunst steht jedoch in keinem Zusammenhang mit der erhöhten Radioaktivität. Dennoch ist die Radioaktivität in der Luft heute bedeutend höher gewesen als normalerweise. Das staatliche Institut für Strahlenschutz hat eine bis zu sechzig Prozent höhere Strahlung im Vergleich zur natürlichen Strahlung in der Natur gemessen. Heißt das, dass wir in Skandinavien am heutigen Tag gefährlicher Radioaktivität ausgesetzt waren?

Der Mann, der interviewt wurde, stand auf einem Dach mit Aussicht auf Oslo und erklärte, dass er dies nicht als eine gefährliche radioaktive Wolke bezeichnen wolle, man aber natürlich versuchen müsse, möglichst viel zusätzliche Strahlung aus künstlichen Quellen zu vermeiden, denn diese Dinge seien nicht gut, wie er sich ausdrückte, ehe er ergänzte, es bestehe nicht die geringste Gefahr.

»Was reden die da eigentlich?«, sagte ich. »Jetzt haben sie

so oft gesagt, dass es nicht gefährlich ist, dass sie in Wahrheit sagen, dass es gefährlich *ist*. Stimmt's?»

»Tja, gut ist Radioaktivität jedenfalls nicht«, antwortete Mutter.

»Da hast du deine Sozialisten«, sagte ich und stand auf.

»Sie wissen nicht, woher sie kommt«, erwiderte sie.

»Wo soll sie denn herkommen?«, fragte ich. »Aber jetzt muss ich los. Ins Freie, ein bisschen radioaktive Luft einatmen.«

Die Geschichte von dem Kopfstoß hatte natürlich schon die Runde gemacht, und als ich in die Umkleidekabine kam, musste ich viel Spott über mich ergehen lassen. Ich hängte die Jacke auf, setzte mich und machte mit, während ich mich auszog, und kurz darauf ging es um andere Themen, vor allem um Leute, die nicht da waren, aber alle kannten. Leute auf der Arbeit, Leute in der Stadt, Leute in anderen Mannschaften. Keiner redete über die radioaktive Wolke. Über die Regierungskrise im Übrigen auch nicht.

»Habt ihr das von Arnes Jungen gehört?«, fragte Glenn und musste schon bei dem bloßen Gedanken lachen.

»Welchem Arne?«

»Arne Olsen. Dem Mathelehrer. Die beiden haben in der Stadt irgendwelches Baumaterial geholt. Ha, ha, ha! Als sie ha, ha, ha! dann über die Brücke zurückfahren wollten, war es so windig, dass Arne ha, ha, ha! den Jungen ha, ha! nach draußen kommandiert hat, damit er die Bretter auf dem Anhänger festhält.«

»Nein.«

»Ha, ha, ha! Er ist natürlich sofort heruntergeweht worden. Ha, ha, ha! Und hat sich ... ha!... und hat sich ... ha, ha!... und hat sich den Arm gebrochen ...«

Ich lächelte und zog den Reißverschluss der Trainingsjacke zu.

»Wir haben Arne einmal in der Turnhalle in der Garage eingeschlossen«, sagte ich. »Erst war er stinksauer. Wir standen davor und waren mucksmäuschenstill, weil er glauben sollte, wir wären weggegangen. Dann fing er an, um Hilfe zu rufen. Hiiiilfe! Hiiiilfe! Wir haben Tränen gelacht.«

Ich beugte mich vor, um die Schuhe zuzubinden.

»Unglaublich, dass er nicht in der Klapsmühle gelandet ist, wenn man bedenkt, was wir alles mit ihm angestellt haben«, sagte Karsten.

»Er *ist* in der Klapsmühle gelandet, weißt du das nicht?«, sagte Gjert. »Er war fast zwei Monate nicht in der Schule. Da war er im Irrenhaus.«

»Das glaube ich nicht«, sagte ich. »Das war nur ein Gerücht.«
Gjert zuckte mit den Schultern.

»Also, in meinen Ohren hörte sich das sehr plausibel an.«

»Aber gut in Mathe ist er schon«, sagte Glenn. »Das muss man ihm lassen.«

»Ich habe in seinen Stunden *nichts* gelernt«, sagte Vegard.

»Das liegt aber nicht an Olsen«, erwiderte Glenn. »Das liegt an deiner begrenzten intellektuellen Kapazität.«

Ich stand auf und ging zur Tür.

»Meiner was für ein Zeug?«, sagte Vegard. »Ich verstehe die Worte irgendwie nicht, die du benutzt ...«

Als ich auf den Hof vor der Baracke hinauskam, standen zwei Spieler auf dem Platz und spielten sich lange Pässe zu, während der Trainer umherging und Kegel aufstellte. Der Himmel war grau, aber leicht und ohne Regen.

Voller unsichtbarer Radioaktivität.

Mit jedem Atemzug saugte ich sie in den Körper hinein. Und wenn es viel davon gab, würde ihn das zerstören. Dann konnte er zum Beispiel anfangen, unkontrolliert zu bluten.

Aber wer waren die beiden da eigentlich?

Ich lief los, auf den Platz und in Richtung der beiden Senioren, wie hießen sie noch gleich, Kjetil und ...? Vennesland. So war es.

Kjetil sah mich kommen und schlug einen langen Ball in meine Richtung. Ich stoppte ihn kurz mit der Brust und schlug ihn flach zu Vennesland, der ihn direkt zu Kjetil weiterleitete.

Etwas Besseres gab es für mich nicht. Stoppen, passen, laufen, schießen.

Kurz darauf war der Platz voller Spieler, und das Training begann. Wie beim letzten Mal ließ Mads nach dem Laufen verschiedene Sequenzen trainieren, stoppte ständig das Spiel, und wie beim letzten Mal scharte er nach einer Weile alle um sich.

»Fußball ist einfach«, erklärte er. »Es geht darum, mehr Tore zu schießen, als man kassiert. Sind wir uns einig?«

Sagte er jedes Mal das Gleiche?

»Ja, klar«, sagte Glenn.

»Um Tore zu schießen, müssen wir den Ball haben. Richtig?«

»Ja, klar«, sagte einer auf der anderen Seite. Jemand lachte auf. Mads lächelte.

»Ja, das ist sonnenklar. Aber das bedeutet nur, dass es wichtig ist. Also: Der Gegner hat den Ball. Wie erobern wir ihn? Indem wir ihm keine Räume lassen. Raum bedeutet Zeit. Große Räume, viel Zeit. Enge Räume, wenig Zeit. Und wenig Zeit heißt oft Fehler. Je schneller wir ins Pressing kommen, desto größer ist die Chance, den Ball zu erobern. Stehen wir kompakt, finden sie keine Räume, und wenn wir den Ballführenden dann unter Druck setzen, kann er ihn auch nicht hinter die Verteidigung passen. Und wir können daraufhin hoch stehen. Stehen wir hoch, ist der Weg für uns kürzer, wenn wir den Ball erobern. Sind wir uns einig?«

Keiner sagte etwas, und er holte die Tafel heraus und zeigte uns, wie wir stehen sollten.

»Aber ist dann nicht sehr viel freier Raum hinter uns?«, fragte Gjert.

»Stimmt!«, sagte Mads. »Aber wenn der ballführende Spieler unter Druck gesetzt wird, können sie das nicht ausnutzen. Verstehst du? Und wenn er nicht unter Druck ist, muss sich die ganze Verteidigung natürlich zurückfallen lassen. Und das Mittelfeld folgen.«

Mir gefiel das nicht. Es kam mir fast so vor, als wäre ich wieder in der Schule. Und alles, was er sagte und erklärte, verschwand ohnehin, sobald wir spielten. Erst recht, wenn er wie jetzt rief, wir müssten die Intensität steigern, dass wir mehr laufen müssten, denn am Ende gab es nur ein Knäuel aus Armen und Beinen zwischen den zwei kleinen Toren, auf die wir spielten.

Aber ich tat, was er sagte, ich lief und lief.

»Gut, Syvert!«, rief er, als ich Kjetil mit einem Tackling den Ball abnahm.

»Genau so!«, rief er, obwohl ich so weiche Beine hatte, dass der Pass im nächsten Moment über die Seitenauslinie ging.

Mads joggte hin und trat den Ball zurück.

Er trat den Ball wie jemand, der noch nie Fußball gespielt hatte.

Ich war schockiert.

Konnte er gar nicht Fußball spielen?

Worüber redete er dann?

Wir spielten weiter, und ich lief weiter und kämpfte und schuftete, bis ich Blutgeschmack im Mund hatte. Das war vermutlich der Grund dafür, dass er nach dem Training zu mir kam und die Hand auf meine Schulter legte.

»Du machst deine Sache ganz gut«, sagte er. »Könntest du dir vorstellen, dich richtig reinzuhängen, wenn wir für dich einen Platz im Kader finden?«

Ich stand vorgebeugt, die Hände auf die Knie gestützt und rang nach Luft.

»Sicher«, sagte ich. »Das kann ich mir schon vorstellen. Aber ich weiß nicht, wo ich im Herbst bin.«

»Darüber reden wir, wenn es so weit ist«, sagte er. »Dann bist du dabei?«

Ich nickte und richtete mich auf, und als ich eine halbe Stunde später nach Hause fuhr, war ich noch immer einverstanden mit meiner Entscheidung. Es leuchtete ein, ich hatte es mehr vermisst, als mir bewusst gewesen war. Wieder bei richtigen Spielen mitzumachen, das hatte ich vermisst, diese ganz eigene Mischung aus Anstrengung und Spannung, all die Freude, die es darüber gab, Tore zu erzielen, darüber, einen besonders guten Pass zu schlagen, darüber zu gewinnen. Sogar die Stiche von Enttäuschung, wenn wir verloren hatten, die den Rest des Tages und bis weit in den nächsten im Körper nachwirkten, hatte ich vermisst.

Aber bei Fußball an Räume zu denken, die geöffnet und geschlossen werden sollten, war mir niemals in den Sinn gekommen. Und das würde es auch nie. Fußball war etwas, das man spielte, nichts, was man dachte. Natürlich deckte man Spieler, natürlich blockierte man Anspielstationen, natürlich spielte man den Ball hinter die Verteidiger, wenn dort Platz war. Aber man *dachte* verflucht nochmal nicht daran.

In der Nacht träumte ich von Vater. Das tat ich sonst nie, und als ich aus dem Traum erwachte, war ich verwirrt; sekundenlang wusste ich nicht, ob er lebte oder nicht.

Er hatte in der Waschküche gestanden, als ich in den Flur kam, und sich zu mir umgedreht. Er hatte nach Schmieröl und Tabak gerochen.

»Du, Syvert«, hatte er gesagt.

»Ja?«, hatte ich erwidert. »Was ist?«

»Kannst du für mich auf deinen Bruder aufpassen?«

»Klar. Wo willst du denn hin?«

»Nur spazieren gehen.«

»Und was ist mit Mama?«

Als ich das sagte, setzte er seine Brille ab, hauchte mit offenem Mund auf die Gläser und wischte sie mit dem Hemdzipfel trocken, während er mich mit diesem nackten, wehrlosen Blick ansah, den er ohne seine Brille immer gehabt hatte.

»Aber mein Junge, deine Mutter ist doch schon viele Jahre tot«, sagte er.

Und indem er das sagte, *war* sie seit vielen Jahren tot, als würde die ganze Vergangenheit im Handumdrehen ausgetauscht, und als sähen die Prämissen für mein Leben plötzlich vollkommen anders aus.

Er setzte die Brille wieder auf, schlang sich den Schal um den Hals und knöpfte die Jacke mit dem Lammfellkragen zu, ging an mir vorbei, hob seine Tasche vom Fußboden und trat in das Schneegestöber hinaus. Drehte sich um und winkte und sagte, Mach's gut, mein Junge.

Ich schloss die Tür hinter ihm. Was hat er eigentlich in der Waschküche gemacht?, dachte ich, und mit diesem Gedanken wachte ich auf und fand mich im Bett wieder.

Nach den ersten verwirrenden Sekunden, in denen ich nicht wusste, was wirklich war und was nicht, kam es mir vor, als würde die Trauer in mir explodieren.

Schlagartig wurde mir bewusst, dass Vater tatsächlich hätte hier sein *können*.

Wenn er nicht gestorben wäre.

Aber er war gestorben.

Deshalb war er nicht hier.

Das Zimmer war in das Licht der Sonne getaucht, die drau-

ßen aufging. Der Himmel war offen und blau, und die Vögel sangen. Ich wusste, dass ich nicht mehr einschlafen würde, obwohl es erst kurz vor sieben war, also konnte ich ebenso gut aufstehen und duschen. Als ich in die Küche hinunterkam, fand ich einen Zettel von Mutter auf dem Tisch. *Syvert, kannst du bitte die Wäsche aus der Waschmaschine holen und eine neue Maschine anstellen?, hatte sie geschrieben. Und vielleicht die Garage aufräumen? In der sieht es furchtbar aus. Es wäre schön, wenn auch Küche und Wohnzimmer sauber sind, wenn ich nach Hause komme.*

Sie bittet nicht gerade um wenig, dachte ich und holte die Erdnussbutter aus dem Schrank, das Brot aus dem Brotkasten, die Butter aus dem Kühlschrank. Normalerweise wäre ich sauer geworden, aber jetzt hatte ich ein schlechtes Gewissen wegen ihr, denn kurz nachdem ich aufgewacht war, hatte ich gedacht, dass es vielleicht besser gewesen wäre, wenn es so gekommen wäre wie im Traum, dass Vater lebte und Mutter tot war.

Ganz so, als hätte ich wählen können.

Ich goss Milch in ein Glas, drehte das Radio an und setzte mich, um zu essen.

Draußen Sonne in Hülle und Fülle.

Vermutlich hatte Joars Traum meinen ausgelöst.

Aber warum die Waschküche? Was hatte Vater dort gemacht?

Das gefiel mir nicht.

Er war so lebendig gewesen. Als würde er noch leben.

Aber das tat er nicht.

Die Erdnussbutter klebte trocken am Gaumen, und ich trank einen Schluck Milch.

Er hatte gesagt, dass ich auf Joar aufpassen müsse.

Es war selbstverständlich nicht Vater, sondern jemand in mir

selbst, der Vaters Gestalt angenommen hatte, um mich daran zu erinnern. Etwas Gutes in mir sagte, dass ich mich um meinen Bruder kümmern musste.

Wenn das Gute es sagen musste, bedeutete das wohl, dass es auch etwas Schlechtes in mir gab. Das sich nicht um Joar kümmern wollte oder sich nicht daran erinnerte.

Die Nachrichten begannen, und ich spitzte die Ohren. Seit den Fernsehnachrichten am Vorabend hatte ich nichts mehr von der atomaren Wolke gehört. Im ersten Beitrag ging es jedoch um die Regierungskrise, die sich im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden verschärft hatte. Erst als das abgehakt war, ging es um die Radioaktivität.

Sie kam wenig überraschend aus der Sowjetunion, in der Nähe von Kiew war ein Atomkraftwerk explodiert. Sie hatten es drei Tage lang geheim gehalten, obwohl die Radioaktivität sich in der Zwischenzeit in ganz Europa ausgebreitet hatte.

Der Experte, der interviewt wurde, wiederholte, die Strahlenwerte, die in unserem Land gemessen würden, seien nicht gefährlich, und ich sah aus dem Fenster. Dass es in der Landschaft da draußen Radioaktivität geben sollte, war schwer zu begreifen, selbst wenn es stimmte, was sie sagten, dass es sich nur um unbedeutende Mengen handelte.

Als Kind hatte ich eine Reihe von Biografien für Kinder gelesen, und eine von ihnen handelte von Marie Curie. Sie starb an Blutkrebs, fast blind, mit einer Art innerer Brandwunden in den Fingern. Alles wegen der Radioaktivität, weil sie nicht gewusst hatte, dass sie gefährlich war. Außerdem hatte ich in der Schule ein Buch darüber gelesen, was mit den Einwohnern in Hiroshima und Nagasaki passiert war, die den Bombenabwurf überlebt hatten.

Dass sie unsichtbar und überall war und den Körper sozusagen von innen übernahm, hatte mich damals erschreckt. Wie

kamen die radioaktiven Atome in den Körper, und wie gelang es ihnen, diesen zu zerstören? Wie brachten sie ihn so weit, zu bluten oder zu brennen? Woher wussten sie, was sie im Körper tun sollten, um ihn zu zerstören?

Etwas von diesem Schrecken war anscheinend geblieben, anders ließ sich meine Sorge nicht erklären. Außer mir schien es niemanden zu interessieren.

Als Joar eine Stunde später herunterkam, hatte ich gerade gestaubsaugt. Er warf nur kurz einen Blick auf mich, ehe er sich sein Frühstück herausholte.

»Du bist das«, sagte ich und lächelte ihn an, während ich mit dem Fuß auf den Schalter drückte, der das Kabel einrollte. Es schoss über den Boden wie eine Schlange. »Gut geschlafen?«

Er nickte, ohne mich anzusehen, goss Milch in die Schale mit Haferbrei und Rosinen.

»Das ist gut«, sagte ich.

Ich trug den Staubsauger in die Waschküche und konnte es einfach nicht lassen, dort nach Zeichen zu suchen, nach etwas, worauf Vater meine Aufmerksamkeit hatte lenken wollen. Das große Becken, die Regale voller Waschmittel und allem möglichen praktischen Kram, der sich im Laufe der Jahre angesammelt hatte. Die Waschmaschine und der Trockner. Die Stiefel und die Winterschuhe, die Regenjacken.

Was hatte ich erwartet? Einen Schlüssel zu einem Kästchen? Einen Brief? Ein geheimes Tagebuch mit seinen vertraulichsten Gedanken über uns?

Joars Schritte verschwanden die Treppe hinauf. Ich merkte, dass mir ein wenig vor dem Tag graute, weil ich mir so viele Stunden die Zeit vertreiben musste. Alle, die ich kannte, waren auf der Arbeit.

Ich brachte den Inhalt des vollgestopften Trockners ins

Wohnzimmer und legte alles auf die Couch, kehrte zurück und steckte die nassen Kleider aus der Waschmaschine in ihn, stellte die Trommel an, stopfte einen Haufen Kleider aus dem Wäschekorb in die Waschmaschine, stellte auch sie an und kehrte ins Wohnzimmer zurück, um die saubereren Kleider zusammenzufalten.

»Soll ich dich zur Schule fahren?«, fragte ich, als Joar wieder herunterkam. Diesmal hatte er seinen Ranzen auf dem Rücken.

»Hat Mama nicht das Auto?«, fragte er erstaunt.

Ich schlug mir mit der Hand gegen die Stirn.

»Natürlich! Wie dumm von mir.«

»Ist schon okay«, sagte er und ging hinaus, jetzt deutlich besser gelaunt. »Tschüss!«

Die Tür schloss sich hinter ihm, und ich fuhr fort, die Kleider zusammenzufalten wie eine echte Hausfrau. Ich räumte sie sogar in die Schränke.

Anschließend war die Garage an der Reihe.

Mutter fuhr den Wagen nie hinein, und im Laufe der Jahre hatte sich dort alles Mögliche angesammelt. Ich war mir nicht sicher, ob sie wollte, dass ich die Sachen wegwarf oder nur aufräumte, aber als ich das große Tor aufschob und das Durcheinander im hellen Tageslicht sah, beschloss ich, alles zu sortieren und zu verbrennen, was wir nicht mehr brauchten, und den Rest in der Scheune zu lagern.

Danach dürfte ich für die beiden Abende, die ich auf der Rolle gewesen war, genug Buße getan haben.

Ich sammelte erst alles, was verbrannt werden sollte, in einem Haufen mitten im Raum, trug die Sachen anschließend hinter die Scheune, bis zu der kleinen Böschung, wo wir immer Feuer gemacht hatten, goss etwas Benzin auf den Haufen und zündete ihn an. Die Felder waren noch nass, und es war vollkommen windstill, es bestand also keine Gefahr, dass sich das

Feuer ausbreiten würde, aber ich blieb trotzdem dabei stehen und passte auf.

Solange ich denken konnte, hatte ich gern dort gestanden und das Feuer beobachtet. Flammen hatten etwas Magisches. Vielleicht, weil sie von nirgendwoher kamen. Die Pappe und die Materialien, das Plastik und das Papier lagen zunächst da wie immer, in einem Haufen auf der Erde, aber dann, wenn ich alles anzündete, kam plötzlich das Feuer, und es kam gewissermaßen von innen, als wohnte es in den Dingen und lugte nun heraus. Anfangs zögernd, als glaubten sie nicht recht daran, dass man sie freigelassen hatte, dann aber immer eifriger und brachialer, ja, sie waren wie besessen, die Flammen, als sie die Dinge hoch und runter jagten. An manchen Stellen zitternd und fast durchsichtig, an anderen bläulich, oft am Holz oder der Pappe, und fett und orange, wo sie so richtig vorpreschten.

Und dann veränderten sie die Dinge. Total und vollständig. Von einem großen und geräumigen Pappkarton zu einer Handvoll Asche. Während die Felder sich still und ruhig erstreckten und sich hinter ihnen reglos die Hügel erhoben.

Was war eigentlich der Unterschied zwischen Feuer und Radioaktivität?

Handelte es sich nicht bei beiden um chemische Reaktionen? Das eine war natürlich, das andere unnatürlich.

Aber warum war es unnatürlich?

Das war etwas, was vielleicht Joar wusste.

Es hatte keinen Grund gegeben, wütend auf ihn zu werden. Schließlich hatten wir mit Steinschleudern auf Vögel geschossen, als ich in seinem Alter war, und das hatten wir getan, um sie zu töten, sonst nichts. Solche Dinge taten Jungen nun einmal. Jedenfalls war es kein Zeichen dafür, dass mit ihm etwas nicht stimmte.

Ich ging zu der Zielscheibe zwischen den Bäumen, um nach

dem Vogel zu sehen, ihn vielleicht irgendwo zu vergraben, aber er war natürlich fort, irgendein Tier hatte ihn sich geschnappt.

Von fern waren die Flammen des Lagerfeuers im Tageslicht fast unsichtbar. Die machen ihre Arbeit allein, es gibt keinen Grund, hier herumzustehen, dachte ich und kehrte in die Garage zurück.

Dort herrschte immer noch ein riesiges Durcheinander. Ich zählte insgesamt sieben Fahrräder, von denen keines mehr benutzt wurde – Mutters altes, Vaters altes, mein altes Rennrad und vier Kinderräder, zwei ganz kleine, zwei etwas größere. Heute war es nahezu undenkbar, Mutter auf einem Fahrrad zu sehen, aber als ich klein war, waren wir nicht selten zu dritt mit den Rädern unterwegs gewesen. Zum Fluss hinunter, ab und zu bis zu den Stränden.

Kein Grund, traurig zu sein, es war schön gewesen.

Schöne Erinnerungen.

Mein altes Moped stand dort auch noch herum, verdreckt und hässlich. Es hatte Vater gehört, als er jung war, aber selbst, nachdem er aufgehört hatte, es zu benutzen, hatte er sorgsam darauf geachtet, es in Stand zu halten. Ich sollte es bekommen, sobald ich sechzehn war. Als ich zehn war, brachte er mir bei, damit zu fahren, immer im Kreis herum auf dem Hof. Als ich sechzehn war, fing ich an, es zu benutzen. Es war eine alte Corvette, ich schaffte damit nie mehr als vierzig Sachen, was ein bisschen peinlich war, wie ich mich erinnerte, aber auch toll, denn ich kam in den zwei Jahren, bis ich den Lappen hatte, überall hin, und wenn jemand mich Opa oder Gevatter nannte, machte mir das nichts aus.

Es durfte genauso stehenbleiben wie mein Fahrrad, und Joars und Mutters. Die anderen vier trug ich in die Scheune. Danach stapelte ich das ganze Brennholz auf, das herumlag. Mutter hatte im letzten Winter eine große Ladung anliefern

lassen, es aber nicht gestapelt, sondern einfach Scheite von dem Haufen genommen, wenn sie Holz brauchte. Anschließend hängte ich Werkzeuge an ihre Plätze an der Wand, sammelte alles an losen Schrauben und Nägeln, Muttern und Scharnieren, die gesamte Angelausrüstung, die verstreut lag, Blinker und Senkbleie, Blinkerangeln und Kescher, Haken und Haspelrollen, und die ganzen Fahrradteile, die sich im Laufe der Jahre angesammelt hatten. Als das erledigt war, begann ich, die Müllsäcke voller alter Kleider in die Scheune zu tragen, die ein natürlicherer Aufbewahrungsort für sie war. Außerdem verwahrte sie dort alles, was Vater gehört hatte. Ungefähr zehn Kartons standen an der Kopfwand, und ich stellte die Müllsäcke daneben.

Die Cordjacke mit dem Lammfellkragen, die er im Traum getragen hatte, die Brille, die braunen, ungeputzten Schuhe, die braune Ledertasche, musste das nicht alles hier liegen?

Der Traum war so lebendig gewesen, dass sich etwas in mir gegen den Gedanken sträubte. Seine Kleider konnten hier nicht herumliegen, weggepackt, wenn sie so offensichtlich nur ein paar Stunden zuvor benutzt worden waren. Das war ein Naturgesetz. Ein Gegenstand konnte sich immer nur an einem Ort befinden.

Außer im Traum. Träume waren den Naturgesetzen natürlich nicht unterworfen.

Ich beugte mich vor, löste das Klebeband an der Seite des nächststehenden Kartons, riss es vorsichtig ab und öffnete die Klappen. Ich hatte die Sachen seit seinem Tod nicht mehr gesehen. Nicht etwa, weil ich um ihn trauerte und es nicht ertragen hätte, sondern weil ich nicht neugierig darauf gewesen war. Auf ihn.

Ganz oben lag seine blaugraue Uniformmütze, auf der säuberlich zusammengefalteten Uniform, auch sie blaugrau. Da-

runter lagen in Schichten Hemden und Pullover und ganz unten seine besten Schuhe.

Im nächsten lagen die Arbeitsanzüge, die Regensachen, alles genauso hübsch und ordentlich zusammengelegt. Zuunterst: die Arbeitsschuhe, hölzerne Clogs, Stiefel.

Warum hatte sie das Ganze nicht einfach weggeworfen? Er war doch tot und hatte keine Verwendung mehr dafür, genauso wenig wie sie und wir.

Im dritten Karton lag die Cordjacke. Mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich sie sah. Ich hob sie heraus, presste sie an mein Gesicht.

Sie roch schwach nach Tabak und Öl.

Ganz unten im selben Karton fand ich die Ledertasche. Sie war ganz flach und abgesehen von ein paar Quittungen leer.

Eine Taxiquittung von 1976 über zwölf Kronen, eine Reinigungsquittung über fünf Kronen.

Das war alles.

Als ich die Tasche zurücklegte, kam mir der Gedanke, dass sie jetzt radioaktiv sein musste.

Alles hier war radioaktiv.

Veränderte das auch die Träume?

War es das, was passiert war?

Als ich fertig war, ließ ich das Garagentor offen stehen, damit Mutter sah, dass ich aufgeräumt hatte und man das Auto wieder darin abstellen konnte. Ich kontrollierte das Feuer, das von selbst erloschen war, sah mich nach etwas um, das ich tun konnte.

Ich war es nicht gewohnt, so viel allein zu sein, und es gefiel mir nicht, ich hatte das Gefühl, in mir selbst zu versinken. Und dort geschah ja nichts, dort gab es nur alte Gefühle und alte Gedanken.

Ich beschloss, einen Abstecher in die Stadt zu machen. Nicht, dass es dort jemanden gegeben hätte, mit dem ich reden konnte, aber es gab wenigstens Gesichter zu sehen.

Der nächste Bus ging in fünfzig Minuten. Ich holte die Zeitung aus dem Briefkasten und setzte mich damit ins Wohnzimmer. Als Erstes las ich die Artikel über die Regierungskrise. Es sah ganz danach aus, als ob das Rennen für Willoch definitiv gelaufen war. Somit würden mindestens bis zur nächsten Wahl Brundtland und eine sozialistische Regierung übernehmen. Rolll den grauen Teppich aus: Ab jetzt würde der Staat alles bestimmen. Höhere Steuern, null private Initiative und völlige Indoktrinierung. Ärgerlich, dass es Hagen war, dem man dafür die Schuld gab, er hatte schließlich keine Wahl gehabt, konnte nicht seinem eigenen Parteiprogramm zuwiderhandeln, selbst wenn als Konsequenz die Arbeiterpartei an die Macht kam. Daran war einzig und allein Willoch schuld, er hätte nicht so hart rangehen müssen, so dass er nicht zurückrudern konnte, als sich die Lage zuspitzte.

Dann blätterte ich zu den Reportagen über die Atomkatastrophe bei den Sowjets. Es gab ein Bild von einer Kolonne Militärlastwagen, die in der Nähe von Tschernobyl, wie die Stadt mit dem Atomkraftwerk hieß, durch den Wald fuhr, und eins von einem Hubschrauber, der über dem Reaktor flog. Es brannte noch darin, und sie versuchten, das Feuer mit Sand zu löschen, hieß es. Die Hubschrauber warfen eine Ladung nach der anderen über dem Gebäude ab.

Ein Brand, der sich nicht löschen ließ.

War es so nicht in der Hölle?

Draußen bog ein Auto in die Straße. Es war Mutter. Sie parkte an der üblichen Stelle, schloss die Tür hinter sich ab und überquerte den Hof. Das offene Garagentor bemerkte sie nicht einmal.

